

2.3 William James

Obwohl es kaum zu erwarten und noch weniger zu erhoffen ist, daß der genauere Blick auf eine weithin bekannte Emotionstheorie ein drittes Mal so ergiebige und erfreuliche Resultate erbringt, wie das bei Charles Darwin und Wilhelm Wundt der Fall war, wollen wir ihn riskieren: und sei es nur, um unsere Vorüberlegungen einer weiteren Bewährungsprobe zu unterziehen. Die Bewährung ist dabei durchaus eine doppelte: Zum einen steht die Gültigkeit dieser Vorüberlegungen zur Debatte, zum anderen ihre Nützlichkeit als ein hermeneutisches Instrument der Lektüre, als »Gegenhorizont« für die Auseinandersetzung mit den klassischen Texten.

Aus der Reihe möglicher Kandidaten für eine solche letzte Probe wurde William James gewählt, und dies vor allem aus zwei Gründen: Zum einen komplettiert er die Auswahl bedeutender Emotionstheorien auf in historischer Hinsicht überzeugende Weise. Mit Darwin und Wundt läßt er sich als Emotionstheoretiker im 19. und um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert ansiedeln – und damit zumindest aus heutiger Sicht in einer früheren Epoche als andere in Frage kommende Ansätze, etwa derjenige Watsons (vgl. etwa Watson 1919; 1924, S. 214 ff.; 1968, S. 154 ff.; Watson & Rayner 1920) oder gar noch »jüngere« Ansätze.⁴² Der zweite Grund ist jedoch noch wichtiger: William James war ohne jeden Zweifel, ebenso wie die vorgenannten, ein ausgesprochen kluger Mann; als Mitbegründer des amerikanischen Pragmatismus hat er sich – auch gänzlich unabhängig von seinem Versuch einer theoretischen Abbildung des Gefühls – bleibende Verdienste erworben (vgl. etwa James 2001, Martens 1975, Nagl 1998, Putnam 1995). Es erscheint daher kaum zu glauben, daß sich sein Denken über Gefühle auf ein paar Sätze von pubertärem Charme beschränkt, die gemeinhin unter Bezug auf seinen Namen referiert, um nicht zu sagen kolportiert, werden – wobei niemals der Hinweis vergessen wird, wie sehr sie dem gesunden Menschenverstand zuwiderlauten (was über ihre Gültigkeit freilich nicht das geringste aussagt).

42 Ein anderer, in geschichtlicher Perspektive »passender« Vertreter wäre McDougall gewesen (vgl. z. B. Meyer, Schützwohl & Reisenzein 1997, S. 93 ff.). Allerdings scheint er für unsere Zwecke aufgrund der Nähe zu Darwins Vorstellungen weniger interessant als ein nochmals »ganz anderer« Ansatz. Schließlich geht es ja immer *auch* um die Frage, ob unsere Vorüberlegungen in der Auseinandersetzung mit *unterschiedlichsten* theoretischen Ansätzen hilfreich sind.

Hat James also, als er pointiert schrieb, wir weinten nicht, weil wir traurig seien, sondern wir seien traurig, weil wir weinten, tatsächlich auch gemeint, wir verliebten uns unsterblich, weil uns das Herz klopfe?

2.3.1 James' Idee

Um dieser Frage nachzugehen, müssen wir zunächst knapp James' Vorstellungen vom Gefühl skizzieren – auch wenn es hierzu, im deutlichen Gegensatz zur Situation Wundt betreffend, durchaus bereits lesenswerte und informative Darstellungen gibt (vgl. etwa Meyer, Schützwohl & Reisenzein 1993, S. 90 ff.). Die Jamesschen Vorstellungen vom Gefühl lassen sich, wie Meyer, Schützwohl und Reisenzein (ebd., S. 92) konstatieren, in zwei unterschiedlichen Fassungen zum Thema machen. Die vor allem rezipierte erste geht auf den berühmten Aufsatz in *Mind* mit dem Titel *What is an emotion?* (James 1884) zurück und ist (etwas ausführlicher) auch in den *Principles of Psychology* (James 1950a, 1950b; zuerst 1890) oder der deutschen Übersetzung (James 1920) des in Harvard als »Jimmy« (also »kleiner James«) bekannten *Psychology: Briefe Course* (James 1984; zuerst 1892) nachzulesen – passagenweise sind die drei Texte identisch bzw. wörtlich übersetzt.⁴³ Eine zweite Fassung (James 1994) reagiert als Revision bereits auf einige kritische Einwände. Ich diskutiere im folgenden zunächst die berühmte erste Fassung, die Modifikationen der Revision werden vor allem im Abschnitt »Einwände« deutlich werden, ehe dann aus zeitgenössischer Sicht besonders interessante Fragen und Aspekte erörtert werden können.

James' zentrale These, die sich in allen drei Texten nahezu identisch wiederfindet, kehrt bekanntlich den intuitiven Zusammenhang zwischen den beiden Phänomenen, die beide in der Folge einer Wahrnehmung auftreten (können) – nämlich einem empfundenen Gefühl einerseits und den physiologischen Veränderungen (sowie den »Ausdrucksbewegungen«), die es begleiten, andererseits –, um. Er formuliert sie (zunächst) für die »gröberen« Gefühle, worunter er etwa »grief, fear, rage, love, in which every one recognizes a strong organic reverberation« (James 1950b, S. 449), versteht: »Die Auffassung, die man gewöhnlich von den gröberen Gemütsbewegungen hat, ist die, daß die psychische Wahrnehmung irgendeiner Tatsache diejenige psychische Affektion herbeiführt, die wir Gemütsbewegung nennen, und daß dieser letztere psychische

43 Wo es ohne gravierende Bedeutungsänderungen möglich erschien, wurde daher der besseren Lesbarkeit wegen der deutschen Fassung (James 1920) der Vorzug gegeben, ansonsten auf die amerikanischen Originale (James 1884, 1950a, 1950b) zurückgegriffen.

Zustand die körperlichen Ausdruckserscheinungen veranlaßt. Meine Theorie dagegen ist die, daß die körperlichen Veränderungen direkt auf die Wahrnehmung der erregenden Tatsache folgen, und daß das Bewußtsein vom Eintritt eben dieser Veränderungen die Gemütsbewegung ist [...], und daß man infolgedessen behaupten muß, wir sind traurig, weil wir weinen, zornig weil wir zuschlagen, erschrocken, weil wir zittern: statt zu sagen: wir weinen, schlagen zu oder zittern, weil wir traurig, zornig oder erschrocken sind« (James 1920, S. 376).⁴⁴ Ehe ich auf einige Schwierigkeiten dieser Bestimmung hinweise, seien zunächst die Argumente rekapituliert, die James für sie ins Felde führt.

2.3.2 Argumente

Geradezu eine Denkvoraussetzung für den Nachvollzug des Jamesschen Ansatzes stellt seine spezifische Konzeption einer Emotion (oder genauer: einer emotionalen Reaktion) in Analogie zu einer Instinkthandlung dar. Gleich (den Abschnitt über Emotionen) einleitend wird diese Nähe in den *Principles* betont: »In speaking of the instincts it has been impossible to keep them separate from the emotional excitements which go with them. [...] *Instinctive reactions and emotional expressions thus shade imperceptibly into each other. Every object that excites an instinct excites an emotion as well*« (James 1950b, S. 442, Hervorhebung im Original). Der einzige Unterschied, den James ausmachen kann, besteht darin, daß die Instinkthandlung tendenziell eher über den eigenen Körper hinaus und sozusagen »in die Welt« (also auf das relevante, auslösende »äußere« Objekt) zielt, jedenfalls im Vergleich zur emotionalen Reaktion. Dieser Verweis auf die Ähnlichkeit von Instinkthandlungen und emotionalen

44 Da es sich um eine zentrale Stelle handelt, sei sie auch im Original wiedergegeben: »Our natural way of thinking about these coarser emotions is that the mental perception of some fact excites the mental affection called emotion, and that this latter state of mind gives rise to the bodily expression. My theory, on the contrary, is that *the bodily changes follow directly the perception of the exciting fact, and that our feeling of the same changes as they occur is the emotion* [...] and that the more rational statement is that we feel sorry because we cry, angry because we strike, afraid because we tremble, and not that we cry, strike or tremble, because we are sorry, angry, or fearful, as the case may be« (James 1950b, S. 449 f.). Diese Passage findet sich bereits in dem frühen Aufsatz, abgesehen von der Tatsache, daß die »coarser emotions« (vgl. ebd., S. 449) dort »*standard emotions*« (Hervorhebung im Original) heißen und die »Theorie« (zumindest an dieser Stelle) noch als »These« firmiert (vgl. James 1884, S. 189 f.).

Reaktionen findet sich in den *Principles* vermutlich deshalb gleich zu Beginn, weil sich so ein geeigneter Übergang vom vorangegangenen XXIV. Kapitel, in dem der Instinkt behandelt wird, gestalten läßt. Denn in dem Aufsatz von 1884 wird die in Rede stehende Ähnlichkeit erst *nach* der zentralen These konstatiert – und solcherart gleich zum ersten Argument für diese These gewendet: Instinkthandlungen, so der Gang dieses Argumentes, sind ein Ausdruck der Anpassung des Organismus an seine Lebenswelt, sie stellen einen direkten, »verkürzten« (und biologisch »sinnvollen«) Zusammenhang zwischen bestimmten Objekten der äußeren Welt und bestimmten Verhaltensweisen her;⁴⁵ durch ihre Existenz antizipieren sie in gewisser Weise sogar die Bedingungen der Umwelt. Und eben das tun nun auch emotionale Reaktionen: »Now among these nervous anticipations are of course to be reckoned the emotions, so far as these may be called forth directly by the perception of certain facts. In advance of all experience of elephants no child can but be frightened if he suddenly find one trumpeting and charging upon him. No woman can see a handsome little naked baby without delight,^[46] no man in the wilderness see a human form in the distance without excitement and curiosity« (James 1884, S. 191). Der Akt der Wahrnehmung, der die oben erwähnten »körperlichen Veränderungen« *direkt* zur Folge hat, ist also so gedacht, wie die Wahrnehmung, die eine Instinkthandlung auslöst – und beides ist sozusagen im biologischen Programm des Menschen implementiert.

Die resultierenden körperlichen Veränderungen sind höchst vielfältiger Natur: Änderungen in Atmung, Herzschlag und solche des ganzen Kreislaufes (letzteres z. B. durch Weitung oder Verengung von Gefäßen, sowohl nahe der Hautoberfläche als auch die tiefer liegenden Organe des Körpers betreffend), Schwankungen in der Tätigkeit aller Drüsen mit Folgen etwa für Schweiß-, Speichel- oder Tränenbildung, eine veränderte

45 Hier und da erinnert die Charakterisierung, die James gibt, an die damals noch gar nicht in der Form beschriebenen »angeborenen Auslösemechanismen« (AAM), etwa wenn er schildert: »Every living creature is in fact a sort of lock, whose wards and springs presuppose special forms of key, – which keys however are not born attached to the locks, but are sure to be found in the world near by as life goes on« (James 1884, S. 191), also jedes Lebewesen metaphorisch als ein Schloß beschreibt, dessen Zuhaltungen sich durch eben jene (und genau jene) Schlüssel bewegen lassen, die in der Umwelt des Lebewesens als relevante Objekte vorkommen.

46 Nehmen wir einfach mal an, das sei überhaupt richtig: Wäre es in diesem Fall auch dann richtig, wenn es sich nicht um ein »niedliches, nacktes Baby«, sondern bspw. um ein »plärrendes Balg« handeln würde? In dieser scherzhaft und etwas ungeduldig vorgetragenen Bemerkung steckt natürlich ein sehr wichtiger Punkt, den zu entfalten wir uns noch ein bißchen zügeln müssen.

Innervation der Eingeweide – etwa der Blase, des Gedärms, des Magens, des Zwerchfells usw. – und der gesamten Skelettmuskulatur, entweder in der Form von Bewegungen, aber auch in Ruhe durch Veränderung des Muskeltonus und anderes mehr (vgl. James 1884, S. 191 f.; auch 1920, S. 391; 1950b, S. 447, 482). Zu beachten ist, daß hierbei sowohl sichtbare als auch unsichtbare Phänomene angesprochen sind, also neben allen Erscheinungen, die auch als »Ausdruck« eines Gefühls bezeichnet werden können, auch weitere – etwa nicht sichtbare Durchblutungsänderungen –, für die das nicht mehr zutrifft (jedenfalls nicht im engeren Sinn des Wortes »Ausdruck«, vgl. Kapitel 1.4, These 3). Obendrein finden sich in dieser Liste willkürlich zu beeinflussende Ereignisse – vor allem natürlich die Vielzahl von Bewegungen der Skelettmuskulatur, die teilweise als gestischer und mimischer Gefühlsausdruck aufgefaßt werden kann – ebenso wie solche, die sich jeder willkürlichen Kontrolle entziehen. Stellt man sich all die möglichen Variations- und Kombinationsmöglichkeiten der angesprochenen Parameter vor, dann ergibt sich – zumindest unter der Voraussetzung, daß sie unabhängig voneinander sind – tatsächlich eine so große Zahl voneinander differenzierbarer (und ineinander übergehender) körperlicher Zustände, daß sie durchaus in der Lage erscheint, die große Zahl denk- und erfahrbarer Gefühle zu repräsentieren. Dabei wäre außerdem eine Anschlußfrage – die sich durchaus im Sinne von James stark machen ließe – noch gar nicht aufgeworfen: ob nämlich all diese unterschiedlichen Parameter und Veränderungsprozesse dann für ein Gefühl lediglich »zusammenkommen«, oder ob, wie bei Wundt wiederum in Vorwegnahme gestaltpsychologischen Denkens, durch ihr Zusammenkommen auch etwas Neues, etwas Zusätzliches ins Spiel kommt? James selbst scheint an die zweite Möglichkeit weniger zu denken: »Wenn eine derartige Theorie richtig ist, dann ist jede Gemütsbewegung die Resultante einer Summe von Elementen, und jedes Element wird durch einen physiologischen Prozeß von bereits bekannter Art veranlaßt. Die Elemente sind alle organische Veränderungen und jedes derselben ist die Reflexwirkung des erregenden Gegenstandes« (James 1920, S. 382; vgl. auch 1950b, S. 453). Explizit ausgeschlossen ist sie damit aber auch nicht.

Für alle der aufgelisteten Phänomene bzw. Veränderungen gilt nach James (vgl. 1884, S. 192; 1950b, S. 450f; 1920, S. 378 f.) nun außerdem, daß sie im Moment ihres Eintretens fühl- oder wahrnehmbar sind – zwar nicht in jedem Falle wirklich als bewußte Wahrnehmung, aber doch so, »daß jede der körperlichen Veränderungen, welcher Art sie auch sein mag, im Moment ihres Eintritts scharf oder unbestimmt empfunden wird« (James 1920, S. 378). Inwieweit sich diese Annahme im Lichte des gegenwärtigen physiologischen Wissens aufrech-

terhalten läßt, wäre Schritt für Schritt nachzuprüfen. Einerseits sind heute Rezeptoren bekannt, von deren Existenz man sich vor hundert Jahren keine Vorstellung machte, und die dem Gehirn auch »ausgefallene« sensorische Informationen liefern, so m. W. etwa über den Gehalt bestimmter gelöster (Atem-)Gase im Blut oder den Blutzuckerspiegel. Andererseits ist ein ausgesprochen wichtiges »informationelles« System des Körpers, nämlich das Hormonsystem, bei James in der Liste der »körperlichen Veränderungen« noch gar nicht angesprochen, obwohl wir mittlerweile wissen, daß Gefühle auch mit Modulationen in der Ausschüttung und dem »Verbrauch« von Hormonen, also Veränderungen der entsprechenden Hormonspiegel, einhergehen. Ein in die Höhe »schnellender« Adrenalinpiegel wird nun wohl vermutlich kaum »direkt«, also etwa durch »Adrenalinrezeptoren« wahrnehmbar sein, weder scharf noch unbestimmt. (Zumindest ist kaum davon auszugehen, daß es für sämtliche Hormone entsprechende Rezeptoren gibt.) Umgekehrt darf allerdings nicht übersehen werden, daß eine Reihe von *Wirkungen* des veränderten Adrenalinpiegels wiederum wahrnehmbar sind, etwa (bei Erhöhung) Herzklopfen, Zittern, Hitzewallungen und Atembeschleunigung (vgl. etwa Schachter & Singer 1962, S. 382). (Ohne umfassende physiologische Kenntnisse kann immerhin grundsätzlich und mit Rückgriff auf die Kybernetik über die zugrundeliegende Frage nachgedacht werden: Wenn die hormonalen Systeme und ihre Wirkungen in Gestalt von Regelkreisen gedacht werden können – wogegen nach allem, was wir wissen, nichts spricht –, dann sind zu ihrer Konzeption auch System-Elemente erforderlich, die ihre Effekte quantitativ rückmelden. Nicht erforderlich ist es aber, daß bspw. direkt ihre Konzentration zurückgemeldet wird, es würde reichen, die von ihnen ausgelösten Wirkungen zurückzumelden.)

Wie dem auch sei: Betrachtet man die oben angeführte, lange Liste möglicher »körperlicher Begleiterscheinungen« von Gefühlen und fragt danach, ob man sie bei sich selbst wahrnehmen kann oder nicht, dann fällt einem nicht nur eine ähnlich lange Reihe von Beispielen ein – man stellt auch mehr oder minder überrascht fest, daß diese Beispiele *gerade im Zusammenhang mit Gefühlen* in reicher Auswahl in der Alltagssprache abgebildet sind: Da kann einem etwa (aus diesem oder jenem Gefühl) die Luft weg- oder das Herz stehenbleiben, oder jemand schnappt nach Luft, vielleicht weil sein Herz rast oder bis zum Halse schlägt. Manchmal wird einem schwindlig, er wird schwach, vielleicht errötet er oder wird blaß, mitunter wird ihm dabei heiß und kalt, womöglich, wenn er zu derberen Formulierungen neigt, könnte er gar kotzen. Zum Glück zeigt sich der Magen nicht immer so feindselig, auch wenn man, ehe man sich über die Schmetterlinge im Bauch freuen darf, nicht selten mit dem Kloß im Hals fertigwerden muß. Manchmal bleibt einem auch einfach die Spucke weg

oder man bricht in Schweiß aus, wenn nicht in Tränen. Tränen kann man immerhin auch lachen, solange, bis das Zwerchfell schmerzt – jedenfalls dann, wenn man nicht vorher mal ganz schnell wohin muß... Daß wir die vielfältigen Bewegungen (und auch die Lage) unseres Körpers nicht einfach nur (im Regelfall) sehen, sondern auch über ein kompliziertes Sensorium in den Muskelspindeln und den Sehnen »wahrnehmen« können, muß da gar nicht mehr ausführlich erläutert werden – es ist schon eindrucksvoll, wie vielfältig die körperlichen Veränderungen sind, die sich wahrnehmen lassen, und wie wichtig die Rolle ist, die sie in jeder Rede vom Gefühl spielen. Die Frage, die wir hier verfolgen, lautet jedoch, ob diese körperlichen Veränderungen und ihre Wahrnehmung die Gefühle regelmäßig *begleiten*, oder ob sie tatsächlich, wie James meint, diese Gefühle *sind*, letztlich also, ob es sich bei den eben angeführten Beispielen um Fälle metaphorischer Rede handelt oder um solche buchstäblicher.

Beide referierten Punkte zusammen, die Komplexität der Muster körperlicher Zustände (sowie die resultierende Vielzahl unterscheidbarer) einerseits, die Tatsache, daß sie auf die eine oder andere Weise »zentral repräsentiert« werden andererseits, ist jedoch m. E. – anders als James es uns zu suggerieren scheint – weniger ein unschlagbares Argument für die Richtigkeit seiner Gefühlstheorie als vielmehr lediglich die Voraussetzung für ihre Möglichkeit. Sie sagen nichts aus über die in Frage stehende Richtung der Verursachung (sind diese Veränderungen eine Folge des Gefühls, oder das Gefühl ihre Folge bzw. identisch mit ihrer Wahrnehmung) und können für sich genommen sogar richtig sein, ohne überhaupt irgend etwas mit dem Gefühl zu tun zu haben.

Als zentrales Argument – er spricht sogar vom »Kernpunkt meiner ganzen Theorie« (James 1920, S. 379) – formuliert James dagegen sein bekanntes Gedankenexperiment: »Wenn wir nämlich irgendeine starke Gemütsbewegung vorstellen und dann versuchen, von dem Bewußtsein derselben alle Empfindungen ihrer körperlichen Symptome abzuziehen, dann werden wir finden, daß wir nichts übrig behalten, kein »psychisches Material«, aus dem die Gemütsbewegung wieder aufgebaut werden könnte, und daß ein kalter und neutraler Zustand intellektuellen Erfassens allein zurückbleibt« (ebd.). Die Struktur des Argumentes ist so klar, daß keine der erläuternden Beispiele James' (etwa Angst oder Wut betreffend) angeführt werden müssen: Wenn interessiert, ob A und B nicht im Grunde dasselbe sind, dann nehme ich A, entferne davon alles, was B ist, und wenn dann nichts übrigbleibt, dann habe ich nachgewiesen, daß A und B wohl wirklich dasselbe ist – oder aber einen Fall unsinniger Rede vor mir. So schlagend dieses Argument – zumindest für wirklich heftige Gefühle – auf den

ersten Blick zu sein scheint, so sehr erinnert es an gewisse andere Argumente, deren »Beweiskraft« einer genaueren Analyse nicht standhält: In vergleichbarer Weise taucht etwa im Zusammenhang mit der Frage nach der »wahren Natur« des Menschen, nach seiner Eigenart noch *vor* jeder »Kulturalisierung« oder »Sozialisierung« immer wieder ein Gedankenexperiment auf, das dazu auffordert, sich den Mensch aufgewachsen vorzustellen ohne jeden Einfluß durch andere Menschen, durch eine Gesellschaft, durch Erziehung. Aber der Mensch ohne andere Menschen ist kein Mensch, und was scheinbar dazu führen soll, ein »natürliches« Fundament von einem »sozialisierten« Überbau zu trennen, ist faktisch ein Ding der Unmöglichkeit: Eine solche »natürliche« Basis existiert im Falle des Menschen nicht, er ist zunächst unfertig und bekanntermaßen gerade daraufhin angelegt, sich selbst im Umgang mit den anderen festzulegen und zu komplettieren. (Die Kultur des Menschen, könnte man sagen, ist Teil seiner Natur.) Der von jedem Einfluß durch andere abgeschirmte Säugling enthüllt nicht die »wahre Natur« des Menschen, sondern er geht zugrunde. Und soll auch nur verhindert werden, daß er zugrundegeht, wird bereits sozialisatorischer Einfluß ausgeübt, der, metaphorisch gesprochen, begierig aufgenommen wird (und demnach nicht ohne Folgen bleibt). Natürlich gilt dies auch für die stets als Faszinosum angesehenen Fälle von »Wolfs-«, »Schafs-«, »Bären-« oder sonstigen Kindern, die ausgesetzt wurden und dann von Tieren aufgezogen worden sein sollen. Wenn wirklich so etwas wie »Interaktion« mit solchen Tieren zustandekommt und dazu führt, daß ein Säugling nicht stirbt – gerade im Falle Neugeborener nicht ganz leicht vorstellbar –, dann doch nur deswegen und insoweit, als es dem Säugling, kraft seiner Offenheit und Unfertigkeit, gelingt, die Interaktionen so zu gestalten, daß die Tiere »damit zurechtkommen«: Der Wolfsmensch zeigt den Menschen nicht, wie er »wirklich« oder »im Grunde« ist, sondern wie er wird, wenn ihn nicht Menschen, sondern Wölfe erziehen. Daß im übrigen auch in solchen Fällen prä- und perinatal bis mindestens zur »Aussetzung« sozialisatorische Einflüsse von anderen Menschen ausgehen, ist dabei noch gar nicht berücksichtigt. Die Suche nach der »wahren Natur« des Menschen ist also nichts anderes als die Jagd nach einem Phantom. – Und vielleicht ist eben auch das, was James von der Angst zurückbehalten will, wenn er das Zittern und Herzrasen, die Gänsehaut und die weichen Knie »entfernen« möchte, ein Phantom und keineswegs das Wesen der Angst. Umgekehrt kann jedenfalls aus der Tatsache, daß dieses Phantom nicht dingfest gemacht werden kann, durchaus nicht umstandslos gefolgert werden, daß die Angst mit dem Zittern usw. *identisch* sei – sowenig wie der Mensch *nichts anderes* als die Summe sozialisatorischer Einflüsse ist: Eine solche Einflußnahme setzt ja (schon

begrifflich) immer schon etwas voraus, auf das Einfluß genommen wird, selbst dann, wenn dieses Etwas weder genau bestimmt noch gar als »Mensch« ausgegeben werden kann. Anders gesagt: Nur weil wir uns etwas nicht vorstellen können – etwa das, was von einem Wutanfall übrigbleibt, wenn wir alles Körperliche abziehen –, heißt das noch nicht, daß dieses Etwas nichts ist. Das Unvorstellbare muß nicht inexistent sein, es kann ja auch schlicht unvorstellbar sein. – Was bleibt bspw. von einem Auto, wenn wir uns jede mögliche Farbe, die es haben kann, wegdenken? Ein Auto, das dem Auge nicht gelb oder grün, nicht blau oder rot, nicht eisenfarben (wie unlackiert) noch Perleffekt-Sonstwas erscheint, ein Auto, das überhaupt keine Farbe hat, wenn wir es in die Sonne stellen, können wir uns nicht vorstellen. Aber das heißt doch noch lange nicht, daß ein Auto nichts anderes ist als seine Farbe – oder können wir mit der Farbe eines Autos in den Urlaub fahren? Die Farbe ist ein notwendiges Attribut des Autos (wie jedes gegenständlichen Objekts) – vielleicht sind die körperlichen Begleiterscheinungen auch notwendige Attribute von (bestimmten, eben den »gröberen«) Gefühlen. Daß Gefühle dann nichts anderes sind als diese ihre Attribute folgt daraus, wie erläutert, noch lange nicht. Das von James präsentierte Gedankenexperiment läßt sich wohl als ein anregender Vorschlag auffassen, über das Verhältnis von körperlichen Veränderungen und Gefühl nachzudenken, kaum aber als schlagender Beweis für die Richtigkeit seiner Gefühlstheorie.

Die Tatsache, daß sowohl Fälle »normaler« emotionaler Reaktionen (oder normaler »Reaktivität«) als auch »pathologischer« Reaktivität mit Hilfe derselben theoretischen Grundlagen erhellt werden können, unterbreitet James als ein weiteres Argument für letztere (1884, S. 199 ff.; 1950b, S. 458 ff.; 1920, S. 377 f.): »Einer der Hauptvorzüge der von mir vorgeschlagenen Theorie scheint in der Tat der zu sein, daß mit ihrer Hilfe pathologische und normale Fälle so leicht unter ein gemeinsames Schema gebracht werden können. In jeder Irrenanstalt gibt es Fälle von gänzlich unbegründeter Angst, Zorn, Melancholie oder Einbildung; und andere von ebenso unmotivierter Apathie, die den Kranken nicht verläßt, wenn auch die äußeren Umstände geeignet wären, sie zu verscheuchen. Im ersteren Fall müssen wir annehmen, daß der nervöse Apparat nach irgendeiner emotionalen Richtung hin so »labil« ist, daß fast jeder (wenn auch noch so ungeeignete) Reiz ihn veranlaßt, in jener Weise zu funktionieren« (James 1920, S. 377 f.), also an eine Art »Überempfindlichkeit« des »emotionalen Reaktionssystems« denken, während im zweiten Fall entsprechend natürlich von einer zu geringen Erregbarkeit, einer Unterempfindlichkeit oder Stumpfheit dieses Systems, demzufolge von »emotional insensibility« (James 1884, S. 200) auszugehen ist. Dieser Punkt ist nun tatsächlich ein Argument für eine Theorie – wenn auch sozusagen

phänomen-exmanent, nämlich ein solches theoretischer Ökonomie (wenn man eben keine weiteren »Spezialtheorien« für Abweichungen von der beobachteten Norm benötigt). Allerdings fällt es mir schwer, mir eine Emotionstheorie vorzustellen (oder zu rekapitulieren), die solche »pathologischen« Fälle erhöhter oder erniedrigter Empfindlichkeit nicht bereits konzeptionell von vornherein mit berücksichtigen würde. (Immer läßt sich ein Mehr oder Weniger – oder gar ein »Anders« – der die Emotion verursachenden und beeinflussenden Faktoren annehmen: sei es bei kognitiv-physiologischen Theorien ein unterschiedliches Maß an physiologischer Erregung, unterschiedliche interpretierende Kognitionen; sei es bei »Appraisal«-Theorien eine unterschiedliche Bewertung und Zuschreibung usw.) Dies scheint mir daran zu liegen, daß bereits das theoretisch zu erklärende Phänomen nicht in fest definierten, auch quantitativ zu bestimmenden »Einheiten« vorliegt, sondern immer schon und vor jeder Theorie in gleitenden Abstufungen und Varianten, für die die erwähnten »pathologischen« Fälle dann bestenfalls noch Extrema, aber keine im Prinzip neuartigen und unerklärlichen Vorfälle darstellen dürften. Kurz gesagt: Der von James ins Spiel gebrachte Vorteil könnte möglicherweise von jeder anderen Emotionstheorie (einfach qua Emotionstheorie) auch reklamiert werden.

Den von ihm postulierten Zusammenhang zwischen den körperlichen Veränderungen während eines Gefühls und dem Empfinden dieses Gefühls selbst – daß also ersteres letzteres »verursacht« oder letzteres nichts anderes ist, als die Wahrnehmung des ersteren – versucht James in zweierlei Hinsicht in eine überprüfbare Hypothese zu formen und so als Argument zu verwenden: Zum einen müßte demnach die bewußte Erzeugung derselben Veränderungen auch das entsprechende Gefühl zur Folge haben, zum andern dürften Menschen, die aufgrund einer umfassenden Empfindungslosigkeit, einer totalen Anästhesie (oder Agnosie) diese Wahrnehmungen nicht haben können, auch keine entsprechende Gefühle erleben. Beides sei kurz nachgezeichnet:

»Wenn unsere Theorie richtig ist, muß sich mit Notwendigkeit folgende Konsequenz derselben ergeben: jedes willkürliche und kaltblütige Hervorrufen der sogenannten Ausdruckserscheinungen einer bestimmten Gemütsbewegung muß uns die Gemütsbewegung selbst erzeugen. Nun kann man sagen, daß die Erfahrung innerhalb der Grenzen, innerhalb deren eine Verifikation möglich ist, diese Schlußfolgerung eher bestätigt als widerlegt« (James 1920, S. 383). Natürlich ist eine vollständige »Simulation« der körperlichen Veränderungen nicht möglich, schon allein wegen der Vielfalt und Komplexität der beteiligten Prozesse, vor allem aber, weil nicht wenige davon sich jeder willkürlichen Kontrolle entziehen (bspw. weitestgehend die Drüsentätigkeiten oder Herz- und Kreis-

laufprozesse). Es verwundert also nicht, daß James von Grenzen der Verifizierbarkeit spricht; innerhalb derselben immerhin wüßte jedermann, »wie die Panik durch die Flucht vergrößert wird und wie das Sich-gehen-lassen bezüglich der Symptome von Kummer oder Zorn diese Leidenschaften selbst verstärkt. Jeder Anfall von Schluchzen macht die Trauer heftiger und ruft einen weiteren noch stärkeren Anfall hervor, bis schließlich nur deshalb Beruhigung eintritt, weil der Mechanismus erschlaft und offenbar an der Grenze seiner Leistungsfähigkeit angelangt ist. In die Wut können wir uns bekanntlich immer mehr »hineinarbeiten« durch wiederholte Ausbrüche in den Ausdruckserscheinungen. [...] Wenn man sagt, jemand pfeife, um sich Mut zu machen, so ist das mehr als eine bloße Redensart« (ebd.). James erwähnt in diesem Zusammenhang schließlich Schauspielerinnen und Schauspieler, die berichten, in der Darstellung einer Rolle auch von den dieser Rolle entsprechenden Gefühlen heimgesucht zu werden (insbesondere, wenn ihre Darstellung für gut befunden wird; vgl. James 1950b; S. 464). (Hier läßt sich auch an jene in Umlauf befindlichen Ratschläge erinnern, die denselben Zusammenhang quasi in umgekehrter »Wirkrichtung« zugrundelegen und Schauspielerinnen und Schauspielern empfehlen, für eine möglichst authentische Darstellung sich vorrangig darum zu bemühen, die Gefühle der verkörperten Figur in sich »wachzurufen«. [Im übrigen läßt sich hier spitzfindig ein Hinweis auf die Jamessche These bereits im Sprachgebrauch erblicken, der in diesem Zusammenhang ausgerechnet von einer »verkörperten« Figur spricht.]) Allerdings berichtet James auch von Gegenbeispielen, also von Schauspielerinnen und Schauspielern, die angeben, bei der perfekten Darstellung eines Gefühls selbst keinerlei Gefühl zu empfinden (vgl. James 1950b, S. 464). Er erklärt sich (und uns) diese Diskrepanz damit, daß wohl diejenigen Anteile der körperlichen Veränderungen, die vorderhand nichts mit dem Bewegungsapparat zu tun haben (also etwa die viszerale und glanduläre Anteile), bei manchen Darstellern unterdrückt werden könnten und bei anderen nicht, während sie gleichzeitig offenbar die für das Empfinden relevanteren seien. Wie dem auch immer sei: Tatsächlich scheint mir hier – im Zusammenhang zwischen der willkürlichen Kontrolle über körperliche Zustände (z. B. des Bewegungsapparates) und den erlebten Gefühlen bzw. ihren Veränderungen – ein höchst interessanter Punkt getroffen, auf den unten (vgl. »Anknüpfungspunkte für Zeitgenossen«) zurückzukommen sein wird.

Was nun das zweite Argument angeht, also den Beleg durch jemanden mit totaler Anästhesie, der seine »körperlichen Veränderungen« nicht empfinden kann und demzufolge auch keine Gefühle erleben dürfte, erläutert James: »A positive proof of the theory would, on the other hand, be given if we could find a subject absolutely anæsthetic inside

and out, but not paralytic, so that emotion-inspiring objects might evoke the usual bodily expressions from him, but who, on being consulted, should say that no subjective emotional affection was felt. Such a man would be like one who, because he eats, appears to bystanders to be hungry, but who afterwards confesses that he had no appetite at all. Cases like this are extremely hard to find« (1950b, S. 455),⁴⁷ wie man sich denken kann – insbesondere, wenn man sich vergegenwärtigt, wie ein solcher Fall für die umfassende Prüfung der Jamesschen Theorie genauer auszusehen hätte: Es müßte sich um jemanden handeln, dem die eigenen körperlichen Zustände bzw. Veränderungen vollkommen unzugänglich sind, der sozusagen vollständig »deafferenziert« ist, gleichzeitig müßte er aber das Objekt, welches (analog zu einer Instinkthandlung) eine unmittelbare emotionale Reaktion auslöst, unverändert wahrnehmen können⁴⁸ und, vor allen Dingen, in unveränderter Weise körperlich reagieren. Eine unveränderte »körperliche Reaktion« erscheint notwendig, um in dem Falle, in dem eine solche Person – wie von James im Sinne seiner Theorie gefordert – angibt, keine Gefühle mehr zu empfinden, dann auch ausschließen zu können, daß dieses Nicht-Empfinden irgendwelche anderen Ursachen hat und *dazu erst führt*, daß keine körperlichen »Ausdruckserscheinungen« mehr auftreten. Erst das Nicht-Empfinden bei »unauffälligem«, aber eben nicht mehr wahrnehmbarem physiologischen Geschehen kann als Beleg für James' Vorstellungen gelten. Gerade letzteres, also eine unveränderte körperliche Reaktion, scheint in einem strengen Sinne kaum denkbar, da wir mittlerweile wissen, daß viele solcher Reaktionen als »Efferenzen« zu ihrer adäquaten Ausführung stetiger afferenter Rückmeldung bedürfen. Jede gewöhnliche Bewegung der Skelettmuskulatur bspw. erfolgt auf dem Hintergrund des ständigen »Informationsstromes« aus Muskeln und Sehnen (und dem Gleichgewichtsorgan), der über Körperlage und Lageveränderungen »auf dem laufenden« hält. Kappen wir diesen Strom, dann fehlen uns nicht einfach nur ein paar redundante körperliche Wahrnehmungen – dieser Mangel hat vielmehr gravierende Folgen für die Ausführung von Bewegungen, die

47 Vgl. auch die frühere Charakterisierung: »A case of complete internal and external corporeal anaesthesia, without motor alteration or alteration of intelligence except emotional apathy, would afford, if not a crucial test, at least a strong presumption, in favour of the truth of the view we have set forth« (James 1884, S. 203).

48 Oder, wie man also präzisieren könnte, »intern deafferenziert«: Er dürfte keinerlei Rückmeldung über körperliche Veränderungen empfangen, während die Rückmeldungen über »äußere« Veränderungen, also solche in der Umwelt, unbeeinträchtigt erhalten bleiben müßten. Denkt man nur an die Haut, wird sofort klar, daß ein solcher Fall kaum eintreten dürfte. Das Einwirken mancher Umweltreize ist eben von körperlichen Veränderungen nicht zu separieren.

denn auch erheblich leidet. Doch selbst Fälle, die die geforderten Bedingungen nicht vollständig erfüllen, ihnen jedoch zumindest nahekommen, sind ausgesprochen selten: James erwähnt zunächst insgesamt drei, »the famous case of Remigius Leims« (James 1884, S. 204 f.; vgl. James 1950b, S. 455) sowie jeweils einen von Dr. Georg Winter und Prof. Strümpell berichteten. Zusammenfassend kommt er zu dem Ergebnis, daß entweder kein oder zuwenig Augenmerk auf die emotionale Verfassung des jeweiligen Patienten gelegt worden sei, oder aber daß – wie im zuletzt erwähnten Fall, wo Prof. Strümpell bei seinem Patienten Kummer, Scham, Ärger und Angst beobachtet haben will – nicht sorgfältig genug darauf geachtet worden sei, zwischen dem tatsächlich empfundenen Gefühl und den es gewöhnlich begleitenden Verhaltensweisen zu unterscheiden (also irrtümlich von letzteren auf das erstere geschlossen worden ist). Zehn Jahre nach der Veröffentlichung seines Aufsatzes liefert James drei weitere, von Dr. Sollier dokumentierte Fälle (vgl. James 1894, S. 527 ff.): einen »echten« und zwei weitere Fälle, in denen die Empfindungslosigkeit durch Hypnose suggeriert worden war. Allesamt und anders als die bereits angesprochenen Fälle lassen sie sich als Beleg für James' Hypothese lesen, auch wenn natürlich »the fallibility of experiments made by the method of ›suggestion‹« (James 1894, S. 529) berücksichtigt werden müsse. (Dr. Sollier war übrigens, wie sich James' Hinweis entnehmen läßt, mit dessen Auffassung über die Gefühle vertraut.)

Das Bild, das James von den Gefühlen – zumindest von den »gröberen«, sozusagen eher »körperlichen« – entwirft, dürfte damit hinreichend klar nachgezeichnet sein; die Argumente, die er zusammenträgt, skizziert und gewürdigt. Ehe wir uns der Frage zuwenden, was er zu den anderen, den »feineren« Gefühlen zu sagen hat, sollten wir uns – soweit noch nicht angesprochen – mit dem einen oder anderen Einwand beschäftigen.

2.3.3 Einwände

Erinnern wir zu diesem Zweck nochmals an die zentrale Charakterisierung der Idee James' in seinen eigenen Worten: »Meine Theorie dagegen ist die, daß die körperlichen Veränderungen direkt auf die Wahrnehmung der erregenden Tatsache folgen, und daß das Bewußtsein vom Eintritt eben dieser Veränderungen die Gemütsbewegung ist« (James 1920, S. 376). An dieser Bestimmung lassen sich einige Probleme thematisieren.

Eine ihrer klärungsbedürftigen Komponenten ist sicherlich, was hier »direkt auf die Wahrnehmung folgen« heißen soll oder heißen kann.

Schon die Wahrnehmung einer »erregenden Tatsache« ist ja mitunter so diffizil (und dauert dabei so lange), daß nicht mehr so recht verständlich ist, an welcher Stelle eines solchen Prozesses etwas »direkt folgen« soll. Das Erblicken und Erkennen eines Bären im Wald (oder irgendeines zeitgenössischen »Schreckauslösers«) mag ja blitzartig geschehen (und vielleicht auch recht unmittelbare physiologische Folgen haben) – wie aber sieht es mit den kunstvollen Beleidigungen aus, die jemand in seiner an mich gerichteten, zehnminütigen Gardinenpredigt aneinanderreicht und die ich in Art und Ausmaß überhaupt erst erkenne und zu würdigen weiß, nachdem die Ansprache längst vorüber ist? Kurz: Die Interpretation von »Umweltreizen« ist in ihrer »Wahrnehmung« eben immer schon enthalten und nimmt auch im Falle von »Emotionsauslösern« nicht selten ein solches Ausmaß an, daß nicht mehr klar ist, wann hier etwas worauf »direkt folgen« soll. Ein Grund hierfür ist natürlich, daß unser instrumentelles Handeln nur recht selten als Instinkthandlung erklärbar ist (von anderen Handlungstypen ganz zu schweigen) – und unsere »emotionale Reaktion« auch nicht öfter in Analogie zu einer solchen.⁴⁹ Diesen wichtigen Einwand hat bereits Worcester (1883, S. 287) erhoben und in hübscher Anspielung auf den Jamesschen Bären formuliert: »A chained or caged bear may excite only feelings of curiosity, and a well armed hunter might experience only pleasurable feelings at meeting one loose in the woods. It is not, then, the perception of the bear that excites the movements of fear«, sondern, wie sich ergänzen läßt, der im weitesten Sinne des Wortes »wahrgenommene« Bär, der als Handlungsangebot oder -aufforderung in unterschiedlichster Weise interpretierbare Bär, der dann auch ganz verschiedene Gefühle zur Folge haben kann – aber sie wohl kaum »direkt« auslöst. Ein anderes hübsches Beispiel findet sich bei Lange (1910, S. 69): »Fange ich an zu zittern, wenn ich mit einer Pistole bedroht werde, so ist es offenbar nicht der Sinneseindruck, der die Furcht hervorruft; denn die geladene Pistole sieht nicht anders aus, als die leere, die ich gar nicht beachtet hätte«. Dies Beispiel macht umiverstndlich deutlich, wie problematisch die von James postulierten »direkt auf die Wahrnehmung der erregenden Tatsache« folgenden körperlichen Veränderungen sind. Dies läßt sich noch zuspitzen, indem man fragt, welches Gefühl man wohl in den folgenden drei Fällen hätte, in denen man

49 Ein weiteres gewichtiges Argument dagegen, Gefühle analog zu einer Instinkthandlung aufzufassen, stellt die (auch von James nicht bestrittene) Möglichkeit dar, daß »innere« Auslöser – ein Gedanke, eine Vorstellung, eine Erinnerung – Gefühle zur Folge haben. Dies ist bei Instinkthandlungen m. W. ausgeschlossen – weder Auerhahn noch Stichling beginnen mit der Balz, wenn sie sich an gewisse Momente der letzten lebhaft erinnern. Die Frage »innerer« Auslöser wird unten (vgl. S. 233 ff.) noch im Detail diskutiert.

jeweils *exakt dasselbe wahrnehmen* könnte (wenn auch auf je unterschiedlichem Kenntnisstand): 1) Ich überrasche einen Einbrecher in meinem Arbeitszimmer. Er greift in die Schreibtischschublade, die er, so hat es den Anschein, eben durchsuchte, nimmt meine stets geladene Waffe heraus und bedroht mich damit. 2) Derselbe Fall, nur daß ich meine Waffe niemals geladen in der Schreibtischschublade verwahre. Munition für die seltene Waffe befindet sich allein im Nachtschränkchen. 3) In der Schreibtischschublade befanden sich, wie ich weiß, zwei Waffen desselben Typs, ein geladenes, aber gesichertes Exemplar, und ein ungeladenes. Ich kann von meiner Seite des Schreibtisches nicht unterscheiden, welches der Einbrecher an sich nimmt. (Hat er eben schon im Herausnehmen den Sicherungshebel umgelegt oder sieht sein Umgang mit der Waffe nicht vielmehr ziemlich ungeübt aus?)

James versuchte diesem Einwand zu begegnen, indem er die »Macht der Assoziationen« ins Feld führte (vgl. James 1894, S. 518): Sicherlich seien es zunächst einfache, gegenständliche Objekte, die eine Reflexbewegung (oder reflexive körperliche Veränderungen) auslösten. Diese Objekte kämen jedoch immer wieder als Elemente ganzheitlicher »Situationen« vor, in denen sich das Individuum befinde; Situationen, die auch andere Elemente enthielten, die wiederum zu anderem Verhalten »aufriefen«. (Tatsächlich sei in seiner, James', Begrifflichkeit mit dem »Objekt«, das eine Reaktion auslöse, immer diese gesamte Situation gemeint.) »But whatever be our reaction on the situation, in the last resort it is an instinctive reaction on that one of its elements which strikes us for the time being as the most vitally important« (James 1894, S. 518). Es darf sich schon jeder selbst die Frage stellen, ob es der Instinktbegriff mit seiner »kurzschlüssigen« Verknüpfung von Reiz und Reaktion übersteht, daß wir uns als »instinktiv Reagierende« erst überlegen, welches der Elemente einer Situation wohl das mit der gegenwärtig größten Wichtigkeit ist – der suggestiven Prosa James' zum Trotz, nach der das die Elemente für uns zu entscheiden scheinen, wenn sie uns »in den Sinn kommen« oder »auffallen« (...elements which strikes us). Mal ganz abgesehen davon, daß *verschiedene* (und je Unterschiedliches auslösende) *Elemente in einer Situation* den »Instinktapparat« nicht ganz vor dasselbe Problem stellen (wenn auch ohne jeden Zweifel ebenfalls vor ein Problem), das *ein- und dasselbe Element in verschiedenen Situationen*, also der Bär in wechselnden Kontexten bereithält: »The same bear may truly enough excite us to either fight or flight, according as he suggests an overpowering ›idea‹ of his killing us, or one of our killing him« (James 1894, S. 518). »Instinktiv« also können wir nicht nur das jeweils wichtigste Element einer Situation zum Auslöser einer Reaktion wählen – naja, ungeachtet der Inadäquatheit dieses Wortes, vielleicht sollten wir allen

Ernstes sagen, das Element wählt uns –, wir können darüber hinaus *dasselbe* »Element« in unterschiedlichen Situationen ganz unterschiedlich... interpretieren – um nochmals einen verfehlten Begriff zu wählen. James geht offensichtlich recht weit, um eine grundlegende Prämisse seiner Idee – die instinktive Reaktion – beizubehalten; man muß ihn sicher nicht zwingend bis zum Schluß begleiten.

Eine ebenfalls erläuterungsbedürftige Komponente der eben zitierten Bestimmung stellt wohl die Rede von den »körperlichen Veränderungen« dar. Es wurde bereits angedeutet, daß hier Reaktionen gänzlich unterschiedlichen Typs angesprochen sind: von unwillkürlichen (und unbewußten) Veränderungen physiologischer Parameter über »halb-willkürliche« mimische Ausdrucksbewegungen – halb-willkürlich, weil sie zwar die willkürlich kontrollierbare Bewegungsmuskulatur betreffen, aber zum einen ohne Gefühl nicht sämtlich perfekt »simulierbar«, ⁵⁰ zum anderen jedoch umgekehrt, wenn das entsprechende Gefühl tatsächlich vorliegt, oft nicht vollständig unterdrückbar sind – bis hin zu vollkommen willkürlichen Bewegungen oder gar Bewegungsabfolgen (wie der Flucht vor dem Bären). Ein Teil der Argumente James' – etwa daß die bewußt gezeigten Ausdrucksbewegungen eines Gefühls dieses auch hervorrufen – beruht ja gerade darauf, daß *auch* willkürliche Reaktionen auf den »emotionsauslösenden Reiz« als Teil der »körperlichen Veränderungen« figurieren, die zu dem Gefühl führen (bzw. deren Wahrnehmung identisch mit ihm ist). Gerade die willkürlichen Reaktionen auf einen solchen Reiz können jedoch recht unterschiedlich ausfallen; sie müßten gleichwohl in all ihrer Unterschiedlichkeit wiederum eine und dieselbe Emotion zur Folge haben. Auch dieser Einwand wurde bereits von Worcester (1893, S. 291) erhoben: »If I see a shower coming up, and run for a shelter, the emotion is evidently of the same kind, though perhaps less in degree, as in the case of the man who runs from the bear. According to Professor James, I am afraid of getting wet because I run. But supposing that, instead of running, I step into a shop and buy an umbrella. The emotion is still the same. I am afraid of getting wet. Consequently, as far as I can see, the fear, in this case, consists in buying the umbrella«. James tritt diesem Hinweis entgegen, indem er die Bedeutung der unwillkürlichen, viszeralen Veränderungen auf Kosten der willkürlichen Reaktionen unterstreicht; letztere in den Vordergrund zu stellen sei ein Mißverständnis, zu dem er selbst durch übertriebene Knappheit beigetragen habe, wo sein Text »said ›we are frightened because we run‹. Yet let the word ›run‹ but stand for what it was meant to stand for, namely, for

50 So lassen sich wohl eine Reihe unterschiedlicher Formen des Lächelns unterscheiden – wenn man nur genau genug hinsieht (vgl. Ekman & Friesen 1982).

many other movements in us, of which invisible visceral ones seem by far the most essential [...]. Whatever the fear may be in such a case it is not constituted by the voluntary act« (James 1894, S. 519). Ob James bereits zehn Jahre zuvor wirklich vor allen Dingen an viszerale Reaktionen gedacht, aber dies ungeschickt und mißverständlich zum Ausdruck gebracht hat, können wir dahingestellt sein lassen. Tatsache ist jedenfalls, daß ein Teil der Beispiele und Argumente, die James zunächst zur Stützung seiner Theorie unterbreitete, auf dieser neuen Grundlage nun nicht mehr reformuliert werden können.

Eine letzte kommentierenswerte Formulierung der in Frage stehenden Bestimmung charakterisiert schließlich dasjenige, was ein Gefühl nun eigentlich ist, nämlich »das Bewußtsein vom Eintritt eben dieser Veränderungen«. Einerlei, ob es sich bei diesen Veränderungen nun *auch* um viszerale oder gar *vor allem* um solche handelt: Das »Bewußtsein« ihres Eintretes kann schon allein deswegen nicht das Gefühl sein, weil dieses ihr Eintreten großteils überhaupt keine Spur in unserem Bewußtsein hinterläßt. Dies mag eine begriffliche Unsauberheit sein, lediglich ein Übersetzungsproblem vielleicht, ist doch im Original von »feeling« die Rede: Die entsprechende Stelle lautet demnach »*that our feeling of the same changes as they occur is the emotion*« (James 1950b, S. 449; vgl. S. 215, Fußnote 44). Das Gefühl ist also identisch mit der (sinnlichen) Wahrnehmung dieser körperlichen Veränderungen (und nicht etwa mit diesen selbst, wie man in einigen Formulierungen der Jamesschen Texte irrtümlich glauben könnte; ich komme noch einmal darauf zurück, vgl. S. 239, Fußnote 57). Anders als die bislang kommentierten Teile stellt dies zunächst einmal lediglich eine begriffliche, eine definitorische Setzung dar; wir können diese Setzung daher nicht behandeln, ohne unsererseits einen Begriff des Gefühls ins Spiel zu bringen. (Erst dann läßt sich für Angemessenheit oder Unangemessenheit eintreten; auch hierauf komme ich, S. 251, Fußnote 63, noch zu sprechen.) Vorher sollten James' Ansichten über das Gefühl – bis hierher an seinen »Paradebeispielen«, den »coarser« oder gröberen Emotionen entwickelt – jedoch vervollständigt werden. Es sei immerhin nicht verheimlicht, daß uns die bereits bis zu diesem Punkt der Darstellung zu Tage getretenen Probleme und Schwierigkeiten der Jamesschen Position durchaus nicht unerheblich erscheinen. Man könnte polemisch zu fragen versucht sein, ob es überhaupt noch nötig war, die von James' selbst vorgeschlagene »Nagelprobe« – die Suche nach eventuell verbleibenden Emotionen, wenn es keine Afferenzen aus dem Körper mehr gibt – auch wirklich vorzunehmen (indem man bspw. Katzen »sympathicotomisierte«, also operativ der »entire sympathetic division of the autonomic system« beraubte; vgl. Cannon [1927, S. 108]). (Womit natürlich nicht unterstellt sein soll, daß es nicht wo-

möglich andere wichtige Gründe für das angedeutete Vorgehen gab, das ja keineswegs als eine solche Nagelprobe gedacht gewesen sein muß.) Ich möchte jedenfalls die auf dieser Grundlage formulierte Kritik an James gar nicht im Detail referieren, auch wenn sie nicht selten als erstes genannt wird – manchmal noch vor einer genaueren Beschäftigung mit der Jamesschen Theorie selbst. Kurz gesagt formuliert Cannon (1927; 1975, S. 203 ff.; vgl. auch Meyer, Schützwohl & Reisenzein 1993, S. 103 ff.) – z. T. gestützt auf eigene experimentelle Untersuchungen, z. T. unter Verweis auf die Arbeiten anderer – fünf Kritikpunkte, die James' Ansatz entweder belasten oder ihm sogar schlichtweg widersprechen und die allesamt das Verhältnis von Emotionen zu den (von James schließlich für besonders wichtig gehaltenen) *viszeralen* Veränderungen betreffen: 1. »Die völlige Isolierung der Eingeweide vom Zentralnervensystem verändert nicht das emotionale Verhalten« (Cannon 1975, S. 204), 2. »Die gleichen viszeralen Veränderungen treten bei sehr verschiedenartigen emotionalen Zuständen ebenso wie bei nicht emotional bedingten Zuständen auf« (ebd., S. 205), 3. »Die Eingeweide als relativ unempfindliche Organe« (ebd., S. 207) können nur derart grobe und wenig differenzierte Rückmeldungen an das Zentralnervensystem geben, daß diese kaum als Ursache des wesentlich differenzierteren Gefühlslebens in Frage kommen, 4. »Viszerale Veränderungen sind zu langsam, um emotionale Empfindungen auslösen zu können« (ebd.) und 5. »Die künstliche Herbeiführung von für starke Emotionen typischen Eingeweideveränderungen läßt solche Emotionen nicht entstehen« (ebd., S. 208). Sicherlich wären einige dieser Kritikpunkte wiederum zu diskutieren und zu relativieren – so ist bspw. vom »emotionalen« *Verhalten* von Katzen ohne Sympathikus-Anteil des autonomen Nervensystems nicht ohne weiteres auf ein unverändertes *Erleben* bei diesen Tieren zu schließen (oder auch nur auf ein Erleben überhaupt, da ja bereits bei gesunden Tieren ein Schluß vom Verhalten auf das Erleben grundsätzlich belastet bleibt). Eine solche Katze könnte durchaus dem bereits erwähnten Mann ähneln, »who, because he eats, appears to bystanders to be hungry, but who afterwards confesses that he had no appetite at all« (James 1950b, S. 455). Dennoch läßt sich wohl konstatieren, daß sich die Vorschläge James' und Langes nicht mehr von den kritischen Einwänden (und vergleichbaren Hinweisen) erholt haben, wie sie etwa Cannon präsentiert hat.

Wie in Fußnote 41 (S. 211) bereits angedeutet hat Wundt einige der Cannonschen Einwände vorweggenommen: »Wenn freilich C. Lange und W. James in dieser begleitenden Erscheinung [womit hier vor allem an die an Ausdrucksbewegungen gebundenen sinnlichen Gefühle gedacht ist, A. K.] die ausschließliche Ursache der Affekte selbst erblicken wollten [...], so ist diese paradoxe Annahme aus drei Gründen unhaltbar.

Erstens treten die entscheidenden äußeren Symptome der Affekte erst in einem Moment hervor, wo die psychische Natur des Affekts schon deutlich differenziert ist: dieser selbst geht also denjenigen Innervationswirkungen voran, die hier als seine Ursachen in Anspruch genommen werden [vgl. oben Cannons 4. Punkt, A. K.]. Zweitens ist es absolut unmöglich, die Mannigfaltigkeit der psychischen Affektzustände dem verhältnismäßig einfachen Schema der Innervationsänderungen einzuordnen: die psychischen Vorgänge selbst sind um vieles reicher als ihre spezifisch verschiedenen Ausdrucksformen [vgl. die Punkte 2 und 3, A. K.]. Endlich stehen drittens die physischen Begleiterscheinungen der Affekte in durchaus keiner konstanten Beziehung zu der psychologischen Qualität derselben. Dies gilt namentlich von den Puls- und Atmungswirkungen, aber auch z. B. von den pantomimischen Ausdrucksbewegungen. Affekte, die einen sehr verschiedenen, ja entgegengesetzten Gefühlsinhalt haben, können unter Umständen in bezug auf diese physischen Erscheinungen zu der nämlichen Klasse gehören [vgl. Punkt 2, A. K.]« (Wundt 1909, S. 211).

Gleichzeitig bereiteten solche Einwände den Weg für kognitiv-physiologische Emotionstheorien wie etwa die bekannte, von Schachter (1964) bzw. Schachter und Singer (1962) formulierte, die sich ja explizit auf James bezog, aber die (z. B. von Cannon) zu Bedenken gegebene »Indifferenz« der körperlichen Veränderungen durch eine kognitiv-bewertende Komponente wettzumachen suchte.

Doch damit zur angekündigten Vervollständigung: Was denkt James über die Gefühle, die kaum oder gar nicht von körperlichen Veränderungen begleitet werden?

2.3.4 »Feinere« Gefühle

Feinere oder »subtilere« Gefühle sind nach James solche, die nicht – wie die »gröberen« – von starken und gut wahrnehmbaren körperlichen Veränderungen begleitet (bzw. eben durch letztere verursacht) sind. Als Beispiele nennt er »ästhetische«, »moralische« und »intellektuelle« Gefühle, »Gefühle wie moralische Genugtuung, Dankbarkeit, Wißbegierde, Erleichterung bei der Lösung eines Problems mögen hierher gehören« (James 1920, S. 385). »We have, then, or some of us seem to have, genuinely *cerebral* forms of pleasure and displeasure, apparently not agreeing in their mode of production with the ›coarser‹ emotions we have been analyzing« (James 1950b, S. 468). Aber ehe nun die Gegner seiner Theorie vorschnell triumphieren und solche abweichenden Fälle als Argument gegen seine Theorie insgesamt ins Felde führen, weist James sie

darauf hin, daß es sich eben nur dem Anschein nach um abweichende Fälle handle: Denn »a sober scrutiny of the cases of pure cerebral emotion« (James 1884, S. 201) fördert zutage, daß sie so »rein zerebral« gar nicht sind; und schon gar keine Gegenbeispiele, die James' Theorie gefährden könnten. Denn »die Schattenhaftigkeit und Blässe dieser Gefühle, wenn sie nicht von körperlichen Wirkungen durchsetzt sind, steht in recht auffallendem Gegensatz zu den gröberen Gemütsbewegungen. Bei allen sentimental und impressionablen Leuten treten körperliche Wirkungen hinzu: die Stimme verändert sich und die Augen werden feucht, wenn moralische Wahrheit empfunden wird usw. Wo man irgendwie stärker hingerissen wird, der Grund mag noch so intellektuell sein, da treten diese sekundären Prozesse deutlich zutage. Wenn wir nicht tatsächlich lachen über die Nettigkeit einer Beweisführung^[51] oder einen witzigen Einfall; wenn wir nicht zittern gegenüber der Gerechtigkeit, oder ein Prickeln empfinden gegenüber einem Akt der Großmut, dann kann der psychische Zustand, in dem wir uns befinden, überhaupt kaum ein emotionaler genannt werden. Er ist dann in Wirklichkeit nichts als eine intellektuelle Wahrnehmung davon, wie gewisse Dinge zu nennen sind – nett, richtig, witzig, großmütig usw. Ein derart urteilender Geisteszustand müßte eher der Klasse der erkennenden als jener der emotionalen Akte beigezählt werden« (James 1920, S. 385 f.).

Der Umgang James' mit solchen Gefühlen, die (zumindest auf den ersten Blick) nicht in sein Modell passen oder zu passen scheinen, solchen, die er selbst »feinere« nennt, ist also, zurückhaltend geurteilt, ausgesprochen ernüchternd: Betrachte man sie nur genauer, stelle man fest, daß entweder kein Unterschied zu den behandelten »gröberen« Gefühlen besteht – jedenfalls nicht in dem Sinne, als daß sie sich tatsächlich ohne (oder weitgehend ohne) körperliche Veränderungen im diskutierten Sinne ereigneten –, oder aber daß man, falls man nun demgegenüber nach wie vor auf einen solchen Unterschied insistiert, als Resultat

51 An diesem und ähnlichen Beispielen läßt sich nochmals zugespitzt als Problem präsentieren, daß James die Auslösung einer emotionalen Reaktion in Analogie zu der einer Instinkthandlung denkt (und denken muß): Demnach muß uns »die Nettigkeit einer Beweisführung« auf vergleichbar unmittelbare Weise packen wie ein lautes Geräusch im Dunkeln, da »die körperlichen Veränderungen direkt auf die Wahrnehmung der erregenden Tatsache« (James 1920, S. 376), hier also der in Rede stehenden Nettigkeit, folgen. Es ist überflüssig, auf die jahrelange, hochspezialisierte Ausbildung zu verweisen, die jemanden überhaupt erst in die Lage versetzt, eine Beweisführung als solche zu erkennen und sie obendrein nach ihrer Nettigkeit, ihrer Eleganz, ihrem Witz oder was auch immer zu beurteilen – schwer vorstellbar, daß in all diesen Jahren nur eine »instinktive Reaktion« – ja, was eigentlich: wiederentdeckt, implementiert, aktiviert? – wird.

einer geschickten definitiven Volte ganz einfach gar keine Gefühle mehr vor sich hat.⁵²

Im Zusammenhang mit den »feineren« Gefühlen wird nun auch, das machen die obigen Beispiele klar, ein Problem virulent, das im Prinzip auch schon die größeren Gefühle betrifft. Wie nämlich sollen wir uns diejenigen Fälle denken, in denen ein Gefühl nicht von einem äußeren Reiz ausgelöst wird, sondern von einem »inneren«, etwa einer Erinnerung (auch der witzige Einfall oder die erwähnte Nettigkeit einer Beweisführung gehören natürlich bereits hierher)? Daß es solche Gefühle gibt, räumt auch James ohne weiteres ein. »Sowohl beim Instinkt wie bei der Gemütsbewegung kann die bloße Erinnerung oder Einbildung des Objekts hinreichen die Erregung auszulösen. Man kann beim Gedanken an eine erlittene Beleidigung zorniger werden, als da, wo sie einem zugefügt

52 Die Darstellung der »feineren« Gefühle in den *Principles* (James 1950b) weicht ein wenig von der skizzierten, die sich in den beiden anderen Quellen (James 1884, 1920) finden läßt, ab; allerdings muß auch dort eine im Grundsatz vergleichbare Diagnose gestellt werden. Im Unterschied zu den anderen Quellen ist in den *Principles* zusätzlich – zunächst für ästhetische Gefühle – auf eine etwas verworrene Weise von »sekundären« (Wohl-)Gefühlen die Rede, die zu den »primären« Gefühlen, die der »klassische« Kunstgenuß schätzt, hinzutreten. Denn die primären seien das Resultat reiner Wahrnehmungen und ihrer wohlgefalligen Kombination, während die sekundären Folge eines Widerhalles seien, der »repercussion backwards of other sensations elsewhere consecutively aroused« (James 1950b, S. 468), erzeugt durch »complex suggestiveness, the awakening of vistas of memory and association, and the stirring of our flesh with picturesque mystery and gloom« (ebd., S. 469 f.). Diese sekundären Gefühle spielten in der romantischen Auffassung von Kunst die Hauptrolle; »and in the practical enjoyment of works of art by the masses of mankind« nicht weniger (ebd., S. 468). In den solcherart skizzierten Disput zwischen Klassik und Romantik möchte sich James zwar keinesfalls wertend einmischen – das muß er aber auch gar nicht: Denn beide, primäre wie sekundäre Gefühle, erscheinen wiederum mit seiner Theorie konform und ergo nur insoweit überhaupt Gefühle, als körperliche Veränderungen »mit von der Partie« seien. (Ob der Kunstgenuß auch mit Gefühlen verbunden ist, hängt ja tatsächlich nicht vom beteiligten Sachverstand ab. Naiv vom Kitsch ergriffen zu werden [oder vom »Falschen« im Angesicht großer Kunst] kann ebenso gut ein Gefühl sein, wie umgekehrt die Expertise keines voraussetzt oder mit sich bringen muß. Dennoch trägt James hierzu vielleicht etwas dick auf: »Not so very bad« is, in a person of consummate taste, apt to be the highest limit of approving expression. »*Rien ne me choque*« is said to have been Chopin's superlative of praise of new music. A sentimental layman would feel, and ought to feel, horrified, on being admitted into such a critic's mind, to see how cold, how thin, how void of human significance, are the motives for favor or disfavor that there prevail« [James 1950b, S. 471].)

wurde,^[53] und mehr Rührung empfinden beim Gedanken an eine Mutter, die tot ist, als solange sie gelebt hat. Im weiteren Verlauf des Kapitels werde ich mich des Ausdrucks Objekt der Gemütsbewegung bedienen, ganz gleich ob ich von einem körperlich gegenwärtigen oder bloß gedachten Gegenstand spreche« (James 1920, S. 374; vgl. James 1950b, S. 442 f.). Richtig ist also sicher, daß nicht jedes Gefühl von einem äußeren Reiz veranlaßt wird, aber die Frage ist, wie wir uns dergleichen – eingebettet in James' Modell – überhaupt vorstellen sollen. Denn solche »intern verursachten« Gefühle müssen ja, ebenso wie »extern verursachte« »größere« Gefühle sein, also von körperlichen Veränderungen begleitet werden (bzw. genauer mit deren Wahrnehmung identisch sein), wenn sie überhaupt, wie wir eben erfahren haben, im eigentlichen Sinne Gefühle sein wollen.

Wenn ich richtig sehe, gibt es hierfür zweierlei Möglichkeit: Wenn »im Normalfall« direkt auf eine (afferente) Wahrnehmung reflexhaft körperliche Veränderungen erfolgen (natürlich efferent verursacht – wenn auch vielleicht tatsächlich hier und da als »Reflexbogen«, also ohne Beteiligung des ZNS), die dann wiederum afferent wahrgenommen werden (was die Emotion ist), dann wäre eine Möglichkeit, die zuletzt angesprochene afferente Wahrnehmung anders zu verursachen. Der Gedanke – die Erinnerung – an eine »erregende Tatsache« müßte demnach in derselben Weise efferent wirken (und so zur afferenten Rückmeldung führen) wie die unmittelbare Wahrnehmung. Damit sich die propagierte Komplexität, die Vielzahl von Mustern körperlicher Veränderungen, die den Reichtum des Gefühlslebens abbildet, auch bei »innerer Verursachung« unbeschränkt zeigt – und unsere Erfahrung besteht ja durchaus darauf, daß die Bandbreite der Gefühle, die den Erinnerungen entwachsen, nicht geringer ist als diejenige, die sich aktueller Wahrnehmung verdankt⁵⁴ – wäre es demnach notwendig, daß sich zwei unterschiedlich initiierte, komplexe physiologische Prozesse an einer Stelle ihres Verlaufs plötzlich gleichen: a) Wahrnehmung einer äußeren »erregenden Tatsache« – möglichst unmittelbare efferente Reaktion (körperliche Veränderungen) – afferente Wahrnehmung der Veränderungen; b) Erinnerung, z. B. an eine emotional relevante Episode – beliebige Ko-

53 Vielleicht weil man sie erst im Nachhinein ganz versteht? Nicht die unverfälschte Erinnerung an einen »Auslöser« hat dann eine Wiederholung desselben Gefühls zur Folge (warum auch, in diesem Fall, stärker als ursprünglich?), sondern die Re-Interpretation (und Neu-Konstitution) eines »Auslösers« hat ein verändertes (und möglicherweise auch stärkeres) Gefühl zur Folge.

54 Womit nicht gesagt sein soll, daß das »Sortiment« identisch ist: Es mag tatsächlich schwer sein, in der Erinnerung zu erschrecken, aber man versuche auch mal, ohne Erinnerung Nostalgie oder Sehnsucht zu empfinden.

gnitionen, die zu einer efferenten Reaktion führen (körperliche Veränderungen) – afferente Wahrnehmung der letzteren. Man kann es auch anders sagen: Wir müßten auf eine Erinnerung hin (in der Folge einfacher oder komplizierter mentaler Prozesse, aber koordiniert) sozusagen kognitiv dasselbe komplizierte »Arrangement« körperlicher Veränderungen »einleiten«, wie es sich nach James unmittelbar und als direkte Folge einer Wahrnehmung ergibt. Vergißt man nie den unterschiedlichen Ursprung der beiden in Rede stehenden Prozesse, erscheint mir das durchaus unwahrscheinlich – auch wenn es nicht gänzlich ausgeschlossen ist. Die andere Möglichkeit ist allerdings wohl auch nicht plausibler: Sie besteht natürlich darin, auch die Afferenzen gar nicht mehr wirklich zu verursachen (durch entsprechende, vorangegangene Efferenzen), sondern dem Gehirn nur noch sozusagen vorzugaukeln. Eine entsprechende Anregung gibt James selbst in einer Fußnote, in der er Fälle einräumt, in denen krankhafte Angst (oder eine Panikattacke) ohne Herzrasen usw. beobachtet wurden. Diese Fälle »however, fail to prove anything against our theory, for it is of course possible that the cortical centres normally percipient of dread as a complex of cardiac and other organic sensations due to real bodily change, should become *primarily* excited in brain-disease, and give rise to an hallucination of the changes being there, – an hallucination of dread, consequently, coexistent with a comparatively calm pulse, etc. I say it is possible, for I am ignorant of observations which might test the fact. Trance, ecstasy, etc., offer analogous examples, – not to speak of ordinary dreaming. Under all these conditions one may have the liveliest subjective feelings, either of eye or ear, or of the more visceral and emotional sort, as a result of pure nerve-central activity, and yet, as I believe, with complete peripheral repose« (James 1950b, S. 459, Anmerkung). Nun, auch wenn ganz so vollständig – bspw. beim Träumen – die Ruhe in der Peripherie bekanntlich gar nicht immer ist: Daß es aufgrund irgendwelcher »Fehlfunktionen« im Gehirn nicht allein zur »Fehlinformation« über einen bestimmten Parameter, sondern zur »Phantomwahrnehmung« eines so komplexen Musters körperlicher Veränderungen kommen soll, wie es für ein Gefühl typisch ist, darf wohl ohne Risiko als nicht sehr wahrscheinlich bezeichnet werden.⁵⁵ Auch wenn

55 Mal ganz abgesehen davon, daß James, wollte er an einer solchen Idee ernsthaft festhalten, so in einer Fußnote den Keim zur Aushebelung seiner ganzen Konzeption setzte. Denn seine zentrale These müßte dann ergänzt werden: Die Emotion besteht in der Wahrnehmung von peripheren Veränderungen, die direkt durch die Wahrnehmung eines Reizes verursacht werden – oder in vollständig zentralen Zuständen, die der »Phantomwahrnehmung« nicht existierender peripherer Veränderungen entsprechen. Zieht man hinzu, daß auch »im Regelfall« die Wahrnehmung der Veränderungen »scharf oder unbestimmt« erfolgt, daß (zumindest ein Teil der) Wahrnehmungen dem ein Gefühl Empfin-

James also immerhin sieht, daß Gefühle nicht allein von äußeren Objekten, sondern auch von inneren – wie etwa einer Erinnerung – herrühren können, erklärt er uns nicht so recht, wie wir uns das in den Begriffen seiner Theorie vorzustellen haben.

Weit gravierender ist jedoch der festgestellte Umgang mit »feineren« – weitgehend oder ganz ohne körperliche Veränderungen im Jamesschen Sinne bleibenden – Gefühlen. Ein solches Vorgehen erscheint nicht nur immunisierend, also die eigene Theorie jeder denkbaren Prüfung von vornherein entziehend; es erinnert sogar bereits an ein zirkuläres Vorgehen: Wenn ich Fällen begegne, die mit meiner Theorie nicht in Einklang zu bringen sind, dann sehe ich genauer hin und unterscheide sie in Fälle, die mit mehr oder minder großer Mühsal doch noch zugeordnet und »eingemeindet« werden können – und in die verbleibenden, die ich dann einfach per Dekret aus dem Gegenstandsbereich meiner Theorie ausschließe: Da handelt es sich dann eben kurzerhand nicht mehr um Gefühle. Die solcherart vorgeschlagene Lösung des Problems »feinerer« Gefühle vermag keineswegs zu befriedigen. Das angesprochene Problem ist so zentral – schließlich geht es um nicht weniger als die Frage, ob wir eine klassische Emotionstheorie unter der Lupe haben, oder aber (im Gegensatz zum erhobenen Anspruch!) eine solche für manche, eben die »coarser« Emotionen –, und seine Lösung so hart am Rande der Seriosität, daß ein unplanmäßiger Exkurs geboten erscheint, auf das Gebiet einer Theorie, für die sich dieses Problem (wie manch andere der skizzierten) in ganz vergleichbarer Weise gestellt haben muß. Vielleicht also vermögen uns Langes Lösungsvorschläge eher zu überzeugen.

Exkurs: Lange

Im Jahr nach der Veröffentlichung von James' *What is an emotion* legte der dänische Physiologe Carl Lange eine Abhandlung vor (vgl. Lange 1910), in der er – gestützt vor allem auf Beobachtungen – das Verhältnis von körperlichen »Begleiterscheinungen« und Affekt untersucht und,

denden gar nicht bewußt werden, dann hätte James, wollte er seine Theorie aufrechterhalten, zwei Fälle zu unterscheiden. Erstens: Jemand hat nicht bewußte »Phantomwahrnehmungen«, die den nicht bewußten Wahrnehmungen realer körperlicher Veränderungen entsprechen, wie sie ein bestimmtes Gefühl kennzeichnen (ohne natürlich diese Veränderungen zu zeigen), und demzufolge auch das entsprechende Gefühl. Zweitens: Jemand hat – der Jamesschen These zum Trotz – einfach ein Gefühl, und zwar ohne bestimmte körperliche Veränderungen, die es angeblich erst hervorrufen. Die Unterscheidung dieser beiden Möglichkeiten dürfte empirisch nicht ganz einfach sein – weshalb aus Gründen der Ökonomie dann die erste verzichtbar erschiene.

unabhängig von James, zu einer (im groben) vergleichbaren Schlußfolgerung⁵⁶ kommt: Nicht die Affekte führen zu »körperlichen Reaktionen«, vielmehr sind es umgekehrt die physiologischen Veränderungen, die die Affekte erst bewirken. Die Unterschiede zwischen James und Lange betreffen vor allem die Auswahl der »körperlichen Veränderungen«, die sie jeweils in Beziehung zum Gefühl setzen: Während es für James wie angesprochen zunächst alle denkbaren Veränderungen sind (inklusive willkürlicher Bewegungen), dann (1894) vor allem Änderungen der viszeralen Innervationen zu sein scheinen, stellt Lange (1910) Innervationsstörungen (oder -veränderungen) dreier »Muskelsysteme« in den Vordergrund: zum einen der willkürlichen Muskulatur, wobei er hierbei jedoch weniger an tatsächlich ausgeführte (Ausdrucks-)Bewegungen denkt als vielmehr an das, was er »latente Innervation« nennt (ebd., S. 13, 86 [Addendum 6]) und was heute wohl als Muskeltonus bezeichnet wird;⁵⁷ zum zweiten des Muskelapparates der Eingeweide (vgl. ebd., S.

56 Die Ähnlichkeiten sind genauer gesagt so gravierend, die Unterschiede so gering (und im Prinzip vermittelbar), daß auf beide oft zusammengefaßt als »James-Lange-« oder »Lange-James-Theorie« der Gefühle Bezug genommen wird. Weil es mir hier nicht um die detaillierte Relektüre einer zweiten, der Jamesschen so ähnlichen Theorie geht – so wenig wie um die Präsentation etwa der McDougallschen Vorstellungen als Weiterentwicklung der Darwinschen –, sondern schlicht um die Suche nach der Antwort auf eine wichtige Frage, kann ich mich auf eine knappe Skizze beschränken. Die Tatsache, daß Lange demzufolge als Exkurs in der Darstellung der Jamesschen Theorie auftaucht, stellt natürlich in keiner Weise eine Bewertung des Beitrages dar, den sie jeweils für eine zeitgenössische Emotionstheorie liefern könnten – so wenig, wie die gewählte Reihenfolge Darwin-Wundt-James eine Entwicklung (sei sie pro-, sei sie regressiv) nahelegen soll. Diese Reihenfolge ist, sieht man von der Schwierigkeit ab, bei Wundts fortlaufenden Revisionen eine Fassung zeitlich zu fixieren, mehr oder minder chronologisch, aber jede andere hätte unseren Zwecken ebensogut gedient. Wundts Ansatz zwischen die beiden anderen zu stellen und damit auch zwischen 1872 und 1884 zu verorten, entspricht damit dem in Kapitel 2.2 begründeten Verzicht auf eine Rekonstruktion der in der ersten Auflage der *Vorlesungen über die Menschen- und Tierseele* entfalteten »Frühform« der Wundtschen Gefühlstheorie und legt den Beginn der für uns relevanten (und von uns aufbereiteten) Auffassungen auf die ersten Auflagen der *Grundzüge der physiologischen Psychologie* (erste Auflage 1873/74, zweite Auflage 1880; vgl. Boring 1950, S. 345).

57 »Ich habe [...] mit der Bezeichnung »latente Innervation« ein Phänomen bezeichnet, das für das Verständnis vieler Krankheitserscheinungen sehr wichtig, bisher aber von Physiologen und Pathologen nicht beachtet worden ist; es gehen nämlich vom Gehirn ausser den in die Augen fallenden Impulsen, welche die sogenannten willkürlichen Bewegungen veranlassen, zugleich kontinuierliche Bewegungsimpulse aus, die in der Regel unter normalen Verhältnissen nicht beachtet werden, weil sie so schwach sind, dass sie keine deutliche Kontraktion der Muskeln bewirken, sondern sie nur in einem leichten Grade von Spannung erhalten. Dadurch behalten unsre Muskeln auch bei

39 ff.); und zum dritten der unwillkürlichen Gefäßmuskulatur, die durch Kontraktion die kleineren Gefäße verengt und so Einfluß auf Blutfluß und -verteilung hat. Den zuletzt genannten »Veränderungen in der Gefäßinnervation« (ebd., S. 42) räumt er in der Folge eine herausragende Rolle als *primäre* Erscheinungen ein. Da immerhin – trotz der »heut noch so lückenhaften Einsicht in die Physiologie des Nervensystems« (ebd., S. 43) und aller »Unzulänglichkeit des empirischen Materials« (ebd., S. 46) – erwiesenermaßen sämtliche Organe in ihrer Funktionsfähigkeit durch Änderungen in der Blutversorgung entschieden beeinflußt werden, formuliert Lange diejenige These, anhand derer er sich deutlich von James abhebt: die Vermutung nämlich, »dass die vasomotorischen Störungen, die Veränderungen der Weite der Blutgefäße und damit der Blutmenge in den einzelnen Organen, die eigentlichen, primären Elemente der Affekte sind, während die übrigen Erscheinungen [...] nur sekundäre Effekte sind, die ihre Ursache in Variationen der Gefäßinnervation haben« (ebd., S. 43). Damit steht er (und stehen wir) schließlich vor der Frage, »die das wesentliche Interesse in psycho-physiologischer Hinsicht besitzt und deshalb den Mittelpunkt dieser Untersuchung bildet, vor der Frage nach dem Wesen des Verhältnisses zwischen den Gemütsbewegungen und den gleichzeitigen körperlichen Erscheinungen« (ebd., S. 50) – eine Frage, auf die Lange wiederum eine Antwort findet, die ganz der von James angebotenen ähnelt.

Um sich dieser Antwort zu nähern, präsentiert Lange das Problem in folgender Weise: »Wir haben bei jeder Gemütsbewegung als sichere und handgreifliche Faktoren: 1) eine Ursache – einen Sinneseindruck, der in der Regel vermittels einer Erinnerung oder einer assoziierten Vorstellung wirkt; – und darauf 2) eine Wirkung, nämlich die oben erörterten vasomotorischen Veränderungen und die fernerhin aus ihnen hervorgehenden Veränderungen in den körperlichen und geistigen Funktionen. Es entsteht nun die Frage: Was liegt zwischen diesen beiden Faktoren? – Liegt überhaupt etwas zwischen denselben?« (Lange 1910, S. 52). Was im herkömmlichen Verständnis der Angelegenheit »dazwischen« liegt, ist natürlich das Gefühl, ein »Geschehen in der Seele«, womit Lange eine Art »Überhang« der physiologischen Ereignisse anspricht – eben jenes nicht allein in der Physiologie aufgehende (sondern z. B. auch semantisch zu untersuchende) Geschehen, um das es in der vorliegenden Arbeit geht. Wer einwenden möchte, mit der Behauptung, das uns interessierende

vollkommenem Ruhezustande, z. B. im Schlafe, einen gewissen Grad der Kontraktion, sodass der Körper des Schlafenden gewöhnlich eine Stellung einnimmt, die nach dem Tode nicht bestehen bleiben kann« (Lange 1910, S. 86 [Addendum 6]).

Phänomen lasse sich nicht (oder nicht vollständig) in der Physiologie abbilden, werde die Unangemessenheit der Jamesschen und Langeschen Bemühungen präjudiziert, der sieht bei beiden Autoren nicht genau genug hin: Eigentlich müßten beide nämlich einer solchen Aussage durchaus zustimmen, da sie übereinstimmend das Gefühl keineswegs mit irgendwelchen physiologischen Veränderungen identifizieren, sondern mit *deren Wahrnehmung*. Es geht also in beiden Varianten genau genommen um die Frage, ob ein Gefühl zu haben »im Grunde« nichts anderes ist, als körperliche Zustände und Veränderungen *zu empfinden* – und keinesfalls um die Frage, ob Gefühle rein körperliche Veränderungen *sind*. (Und es hierbei genau zu nehmen, ist durchaus von Bedeutung.)

Zugegebenermaßen finden sich sowohl bei James als auch bei Lange mitunter Formulierungen und Gedankengänge, die fraglich erscheinen lassen, ob ihnen dieser entscheidende Unterschied im Detail ausreichend bewußt war. Ob nun Lange die »populäre Vorstellung« der Gemütsbewegungen als »Entitäten, Substanzen, Kräfte, Dämonen, die den Menschen erfassen und körperliche wie geistige Erscheinungen bei ihm hervorbringen« (Lange 1910, S. 50) ironisiert, als stelle sich demgegenüber auf der Grundlage seines Vorschlages das Leib-Seele-Problem erst gar nicht mehr, oder ob sich James gegen einen noch gar nicht erhobenen Materialismus-Verdacht verteidigt (vgl. James 1950b, S. 453; 1920, S. 381): Beide scheinen hier eher zu verschleiern, daß sich eben die »Probleme«, deren Lösung sie hier und da zu präsentieren vorgeben, natürlich nur an einen anderen Ort verschieben. Ein »Überhang«, der nicht allein innerhalb der Physiologie entfaltet werden kann, findet sich ja in den beiden folgenden Positionen gleichermaßen: 1) *Ich empfinde* ein Gefühl, das von körperlichen Veränderungen, zumindest teilweise ebenfalls wahrnehmbar, begleitet wird, oder das solche Veränderungen zur Folge hat; und 2) Ein Gefühl ist nichts anderes, als wenn *ich* bestimmte körperliche Veränderungen *empfinde*. Gleichsam »verschoben« hat sich lediglich der (kursiv markierte) Ort, an dem die Physiologie die Waffen strecken muß. (Wäre dem nicht so, würden also James oder Lange das untersuchte Phänomen in der Tat mit physiologischen Veränderungen *identifizieren*, dann würde sich jede ernsthaftere Auseinandersetzung mit ihren Positionen – unter Verweis auf die dann vorliegende Kategorienverwechslung [vgl. Ryle 1969, S. 14 ff.] – erübrigen.)

Doch damit zurück zu der Lange beschäftigenden Frage nach dem (für ihn ominösen) »Dazwischen«, demjenigen zwischen einem »Gefühlsauslöser« und den physiologischen »Gefühlsfolgen«. »Der rein seelische Affekt ist eine Hypothese und diese hat wie jede Hypothese, nur ihre Berechtigung, wenn sie zwei Bedingungen erfüllt, nämlich 1) die Erscheinungen, zu deren Erklärung sie aufgestellt wird, zu erklären, und 2)

zur Erklärung dieser Erscheinungen notwendig zu sein« (ebd., S. 53). Weil Lange den »rein seelischen Affekt« nicht nur den Bemühungen der Physiologie, sondern schlicht jeden empirischen Zugriffs entzogen sieht, diagnostiziert er der Hypothese (also dem Affekt) mit der ersten Bedingung »ebenso leichtes Spiel, wie alle Hypothesen der spekulativen Wissenschaft überhaupt, [...] allerdings mehr, weil sie sich einer Prüfung entzieht, als weil sie dieselbe besteht« (ebd.). An der zweiten Bedingung aber scheitert sie letztlich – und indem Lange den Nachweis dieses Scheiterns führt, kehren nicht wenige Argumente wieder, die uns von der Darstellung James' inzwischen vertraut sind⁵⁸ – und zwar, um ehrlich zu sein, sogar in solcher Vielzahl und Ähnlichkeit, daß man erstaunt zur Kenntnis nimmt, wie vergleichbar die Resultate zweier ganz verschiedener Menschen sein können, wenn sie eine originelle Idee (oder zwei sehr ähnliche Ideen) in Ruhe und bis in ihre Verästelungen durchdenken:

Erstens wird (wie von James) konstatiert, daß der Vorschlag wohl kaum auf spontane Gegenliebe stoßen werde, weil er als kontraintuitiv bzw. »durch die persönliche Erfahrung bestimmt widerlegt« erscheinen müsse (Lange 1910, S. 54).

Zweitens wird, wie von James im Zusammenhang mit der Zurückweisung des Materialismus-Vorwurfs, deutlich gemacht, daß die vorgeschlagene physiologische Basis das Gefühl nicht entwerte: »Allein unsere Gemütsbewegungen müssen unter allen Umständen immer etwas Innerliches sein, welches auch der physiologische Grund ihres Auftretens sein mag. Wenn sie auf Grund irgendeiner verständigen Theorie ihres physiologischen Ursprungs als etwas Tiefes, Reines, Wertvolles, Geistiges erscheinen, bleiben sie etwas ebenso Tiefes, Reines, Geistiges und Wertvolles auch unter dem Gesichtspunkt der vorliegenden sinnlichen Theorie. Sie tragen ihren eigenen inneren Wertmaßstab in sich« (James 1920, S. 381; vgl. 1950b, S. 453). »Ich zweifle nicht daran, dass die Mutter, die über ihr totes Kind trauert, sich sträuben, ja vielleicht entrüsten wird, wenn man ihr sagt, dass, was sie fühlt, die Müdigkeit und

58 Mir sind in der entsprechenden Literatur nirgendwo Überlegungen begegnet, die die Möglichkeit ausloten, ob nicht vielleicht doch der eine von den Vorschlägen des anderen bei der Abfassung der eigenen Ideen Kenntnis hatte, ob also z. B. – zunächst von den Veröffentlichungsjahren her geschlossen – Lange den Aufsatz James' kannte. (James veröffentlichte den ersten Aufsatz in der Zeitschrift *Mind*, 1884, 9, während Lange sein ca. 100 Seiten starkes Buch »früh im Jahr 1885« publizierte; vgl. Gardiner, Clark Metcalf & Beebe-Center 1970, S. 297). Diese Frage ist im Vergleich zu den Anregungen der beiden in systematischer Hinsicht ohne Zweifel zweitrangig. Immerhin sind die Ähnlichkeiten und Parallelitäten in beiden Ansätzen – wie sich gleich zeigt – jedenfalls derart frappierend, daß sie auch eine solche Nachforschung rechtfertigen würden.

Schlaffheit ihrer Muskeln, die Kälte ihrer blutleeren Haut, der Mangel ihres Gehirns an Kraft zu klarem und schnellem Denken [...] ist, alles das verschmolzen mit der Vorstellung der Ursache dieser Phänomene. Aber diese Konstatierung berechtigt nicht zu moralischer Entrüstung, denn ihr Gefühl ist gleich stark, gleich tief und rein, ob es aus der einen oder der andern Quelle stammt« (Lange 1910, S. 54 f.). Interessanterweise läßt sich, nebenbei bemerkt, der Halbsatz »alles das verschmolzen mit der Vorstellung der Ursache dieser Phänomene« von Lange nicht »innerhalb« seiner Theorie, also in »theorieeigener Terminologie« sagen (ebensowenig wie von James). Entweder also diese »Vorstellung« verschmilzt nicht eben innig mit dem Affekt und bleibt zu Recht »theorieexmanent«, oder aber die Theorie umfaßt hier nicht das ganze Phänomen.

Drittens schließlich findet sich sogar das oben diskutierte Gedankenexperiment James' wieder, wenn auch unter Verweis auf ein anderes Gefühl, nämlich den Schreck, ausbuchstabiert. Und der Schreck ist, anders als Furcht, Wut und Kummer, nun gerade ein Gefühl, das James in diesem Zusammenhang nicht behandelt: »Welches emotionale Bewußtsein von Furcht zurückbleiben sollte, wenn weder die Empfindung beschleunigter Herztätigkeit noch flachen Atmens, weder die Empfindung des Lippenzitterns noch die der Gliederschwäche, weder die der Gänsehaut noch die eines Aufruhrs in den Eingeweiden vorhanden wäre, das kann ich mir unmöglich denken. Kann man sich den Zustand der Wut vorstellen und dabei das Schwellen der Brust, Blutandrang ins Gesicht, das Blähen der Nasenflügel, das Aufeinanderbeißen der Zähne und den Drang zu kräftiger Handlung ignorieren, sowie statt dessen schlaaffe Muskeln, ruhiges Atmen und ein gelassenes Antlitz sich ausmalen? Ich für meine Person kann das nicht. [...] Ebenso beim Kummer: was würde er sein ohne seine Tränen, sein Schluchzen, seine Herzbeklemmungen, sein Brustweh?« (James 1920, S. 380). »Man nehme dem Erschrockenen die körperlichen Symptome, lasse seinen Puls ruhig schlagen, seinen Blick fest sein, seine Farbe blühend, seine Bewegungen schnell und sicher, seine Sprache kräftig, seine Gedanken klar, – was bleibt dann noch von seinem Schrecke übrig?« (Lange 1910, S. 55).

Viertens bemüht sich Lange – wie James – um die Klärung der Frage, »ob die körperlichen Äusserungen der Affekte auf rein körperlichem Wege zustande kommen können«, geht dann allerdings insofern einen anderen Weg, als er sich auf die Einflüsse »substanzinduzierter« (also etwa durch Alkoholgenuß hervorgerufener) Gefühle konzentriert (vgl. Lange 1910, S. 55 ff.), während der erstere ja, nachdem er die Vielfalt der möglichen »körperlichen Veränderungen« konstatiert hat, den Nachweis vor allem durch die postulierten Wirkungen künstlicher (simulierter) Ausdrucksbewegungen auf das Gefühl zu führen versucht.

Genau wie James präsentiert Lange schließlich fünftens »pathologische« Fälle als Argument für seine Theorie: »Gibt es etwas, was in schlagender Weise die Entbehrlichkeit dieser Hypothese [»rein seelischer« Affekte, A. K.] beweisen kann, so ist es sicher der Umstand, dass die Affekte entstehen, ohne durch irgend eine äussere Einwirkung, irgend ein Erlebnis hervorgerufen zu werden« (Lange 1910, S. 60). Denn auf der Grundlage der von ihm (und James) vorgeschlagenen Theorie ließen sich solche Fälle einfach als Erkrankungen des physiologischen Systems (entsprechend seiner von James konstatierten Unter- oder Überempfindlichkeit, vgl. oben, S. 221) erläutern – »denn selbstverständlich kann der vasomotorische Apparat gelegentlich ebenso leicht erkranken, wie jeder andere Abschnitt des Nervensystems, sodass er in abnormer Weise funktioniert oder ausser Funktion gesetzt wird« (Lange 1910, S. 61) –, während im Falle »rein seelischer« Affekte wohl größere Schwierigkeiten bei einer solchen Erklärung vorhergesehen werden, müßte man doch »abnorme« emotionale Reaktionen in einem unveränderten, »normalen« Arrangement von »Umweltreizen« erklären.⁵⁹

Soviel zur von Lange vorgeschlagenen Theorie, ihren Unterschieden zu James' Ansatz, den Gemeinsamkeiten und den Argumenten, mit denen sie entfaltet und gestützt werden soll. Eine genauere Erörterung und Bewertung dieser Argumente ist an dieser Stelle nicht nötig; wo sie denen James' ähneln (und das tun sie mehr als punktuell), lassen sich die dort geäußerten kritischen Bemerkungen und Differenzierungen unschwer übertragen. Damit nun also zurück zu den uns interessierenden Fragen: Wie geht Lange mit »feineren«, weitgehend (oder ganz?) ohne körperliche Veränderungen vonstatten gehenden Gefühlen um? Wie steht er zu so etwas wie einer »inneren Auslösung« von Gefühlen?

59 Lange wie James, das läßt sich diesem Argument im Umkehrschluß entnehmen, haben dabei offenbar eine ziemlich »entkörperlichte« (oder besser »entmenschte«) Alternativ-Theorie im Auge, gegen die sie argumentieren. Wenn solcherart »unveränderte« Reize »abnorme« Gefühle auslösen, und sie als Argument für sich in Anspruch nehmen, dies mit Hilfe eines »schadhaften« körperlichen Apparates, der ersteres in letzteres überführt, leicht (oder überhaupt erst) erklären zu können, dann dient als Gegenmodell offenbar keines, in dem z. B. ein geistiger (oder sonstiger) menschlicher »Apparat« diese vermittelnde Funktion übernimmt und dabei ebenfalls so oder so, also jedenfalls mit gewissen Freiheiten arbeiten würde (und demzufolge ebenfalls »schadhaft« oder abnorm funktionieren könnte). Ein wirkliches Gegenbild bietet nur eine irgendwie »direkte« und jedem menschlichen Zu- und Eingriff entzogene Wirkung dieser Umweltreize auf die Gemütsbewegungen; tatsächlich die erwähnten »Entitäten« oder »Dämonen«, die unabhängig vom Menschen wirken (und die Erklärung »pathologischer« Fälle so verstanden dann wirklich erschwerten).

Zunächst zur ersten Frage: Die Möglichkeit, es könne Gefühle geben, die nicht mit den postulierten körperlichen Veränderungen einhergehen (oder auf sie angewiesen sind), wird von Lange in einer Fußnote abschlägig beschieden. »Ich will mich nicht dabei aufhalten, dass man mir vielleicht entgegenhalten wird, man könne rein ›seelisch‹ Kummer, Freude etc. empfinden, wenn der Affekt nicht stark genug ist, um zu körperlichen Symptomen zu führen. Eine derartige Annahme beruht natürlich nur auf unvollständiger Beobachtung, oder darauf, dass man rein subjektive Allgemein-Empfindungen – die der Leichtheit oder des Drucks, der Stärke oder Schwäche – als psychisch ansieht« (Lange 1910, S. 54, Anmerkung 1). Ein Gefühl ohne körperliche Symptome⁶⁰ wird also nicht einmal als eine schwächer ausgeprägte Variante eines der von ihm behandelten Affekte in Betracht gezogen; entweder die Symptome werden in solchen Fällen nicht sorgfältig genug beobachtet (oder liegen vielleicht, im Falle schwächerer Affekte, unterhalb der Nachweisgrenze verwendeter Meßgeräte), oder aber rein physiologische Empfindungen werden fälschlich für Gefühle gehalten. (Wieder einmal zeigt sich, daß es notwendig ist, Gefühle auf die eine oder andere Weise von bestimmten Formen der Wahrnehmung abzugrenzen; vgl. als ein Vorschlag hierzu Kapitel 1.2.1.) Immerhin kann man Lange zugute halten, daß er bei der einleitenden Bestimmung des Phänomens, dem seine folgenden Bemühungen gelten, wesentlich vorsichtiger und zurückhaltender ist als James. »Kummer, Freude, Furcht, Zorn [als die von Lange vorrangig behandelten Gefühle, A. K.] und dergleichen auf der einen, und Liebe, Hass, Verachtung, Bewunderung etc. auf der anderen Seite sind offenbar zwei Gruppen von Phänomenen, die in psychologischer Beziehung auseinandergehalten werden müssen. Nur für die erste Gruppe will ich hier die Bezeichnungen ›Gemütsbewegungen‹ beibehalten, während die Erscheinungen der anderen Gruppen Leidenschaften, Gefühle oder wie man sie sonst nennen will, bleiben« (Lange 1910, S. 5). Nach der Klage, daß die Grenze zwischen den angesprochenen beiden Gruppen niemals genauer bestimmt worden sei, »obgleich es schwer zu erklären ist, daß nicht wenigstens die wissenschaftliche Psychologie das Bedürfnis nach einer genauen Abgrenzung empfunden hat« (ebd.), fährt er fort: »Wir dürfen Dinge, wie Schreck, Wut, Freude nicht zusammenwerfen mit Neid, Liebe, Freiheitsdrang etc. Der Unterschied zwischen diesen beiden Gruppen liegt nicht allein darin, dass die letzte viel komplizierter und aus verschiedenartigen Seelenbewegungen zusammengesetzt ist, so dass

60 Vgl. hierzu die ausgesprochen detaillierten und lesenswerten Schilderungen, vor allem der Affekte Kummer, Freude, Schreck und Zorn bzw. Wut (Lange 1910, S. 13 ff.). Ein Beispiel (die Wut betreffend) findet sich unten in knappen Auszügen (vgl. »Anknüpfungspunkte für Zeitgenossen«).

namentlich auch Bewegungen im Vorstellen, Reflexion, eine Rolle in ihrer Entstehung spielen [...], sondern sie sind auch in den Bedingungen für ihre Entstehung ebenfalls kompliziert und heterogen. Gemütszustände wie Liebe, Hass, Bewunderung etc. sind aus einem ganzen Komplex psychischer Phänomene gebildet, in welche Gemütsbewegungen wie Freude, Zorn, Furcht etc. als einzelne Elemente eintreten können, während diese selbst abgegrenzte einfache Phänomene sind« (Lange 1910, S. 5 f.). Auch wenn zunächst ganz unklar bleibt – und auch das letzte Zitat nicht vollständig klärt⁶¹ –, nach welchen Kriterien »Gemütsbewegungen« vom Rest, wie immer man ihn sonst nennen will, abgegrenzt werden: Immerhin ist ganz explizit erklärt, daß nicht alle der unterschiedlichen Vertreter dessen, was uns als Gefühl interessiert, von Lange auch tatsächlich angesprochen sind. Und damit ist auch nicht gänzlich ausgeschlossen, daß er so etwas wie »feinere« Gefühle für denkbar hält – selbst wenn er in seiner berühmten Abhandlung weiter kein Wort darüber verliert.

Zur Klärung dieser Frage liegt es dann natürlich nahe, andere Schriften Langes heranzuziehen, vor allem die bereits in der Einleitung Kurellas genannte, posthum ebenfalls von Kurella herausgegebene Abhandlung *Sinnesgenüsse und Kunstgenuss*, die den vom Herausgeber hinzugefügten Untertitel *Beiträge zu einer sensualistischen Kunstlehre* trägt (Lange 1903). Gerade eine solche Schrift heranzuziehen liegt auf der Hand, waren doch die ästhetischen Gefühle auch bei James (sehr plausible) Kandidaten für »feinere« Gefühle, also für solche ohne (oder nahezu ohne) körperliche »Begleiterscheinungen«. Wenn Lange demnach »feinere« Gefühle (im Jamesschen Sinne) für möglich hält, sollte er sie in einer Schrift über den Kunstgenuß behandeln. Deren Untertitel deutet jedoch bereits an, »wohin die Reise geht«. In der genannten Schrift findet sich tatsächlich der Versuch, jede Form von Kunstgenuß – die Dekoration, die Malerei, die Dichtkunst, die Bühne; die Musik allerdings bleibt unbehandelt (sieht man von gelegentlichen Bemerkungen wie bspw. auf S. 30 ff. zum Rhythmus ab) – auf eine physiologische Grundlage, ähnlich der zuvor entworfenen (Lange 1910), zu stellen. »Die Schönheit ist der Eindruck, den wir von gewissen Einwirkungen erhalten, welche unser Organismus erfährt. Soll der Aesthetik die Aufgabe gestellt werden, das Schöne zu analysieren, so heisst das mit anderen und klareren Worten, dass ihr Ziel die Untersuchung des Vorganges ist, durch welchen Genusszustände in uns zu Stande kommen. Für die Aesthetik der Kunst be-

61 Immerhin meint der aufmerksame Leser gerade in diesem deutliche Spuren von Wundts Konzeption zu entdecken, etwa wenn von »zusammengesetzt« die Rede ist, oder von Elementen, die in größere Einheiten eintreten, und von abgrenzbaren Phänomenen.

schränkt sich dann die Untersuchung auf die künstlich hervorgebrachten Einwirkungen, welche durch das Auge oder durch das Ohr aufgenommen werden. Die Aufgabe ist ihrem Wesen nach rein physiologischer Natur« (Lange 1903, S. 100). Wenn es ihm geglückt sei, dies klarzumachen, dann sei das Ziel seiner kleinen Abhandlung erreicht, fährt Lange fort – und macht damit unzweideutig klar, daß wir in der Frage der Existenz »feinerer« Gefühle von ihm kein wohlwollenderes Votum erwarten dürfen als von James.

Was die zweite Frage betrifft, insistiert auch Lange nicht auf die Ausschließlichkeit äußerer, »materieller« Reize, wenn er der Frage nachgeht, was alles als Auslöser eines Gefühls in Frage kommt. Stattdessen nimmt er nicht nur selbstverständlich an, daß sich Gefühle »einer ›seelischen Ursache‹, einer Erinnerung oder einer Ideenassoziation« (Lange 1910, S. 69) verdanken können, sondern argumentiert umgekehrt dafür, keinen prinzipiellen Unterschied zwischen »geistig und körperlich bedingten Affekten« (Lange 1910, S. 66) zu machen. Er tut dies etwa am Beispiel des Schrecks, der unmittelbar auf ein lautes Geräusch folgt – die »Phänomene des Schrecks folgen dem Knall unmittelbar ohne die Spur eines ›geistigen‹ Schrecks« (Lange 1910, S. 66) – und daher »wenn nicht direkt durch den Hörnerven, so doch durch eine direkte Leitung vom Hörzentrum aus« verursacht wird. Will man den Schreck nicht anders behandeln denn als Affekt, so läßt sich, diesem Argument zufolge, keine »scharfe Grenzlinie zwischen materiellen und psychischen Ursachen der Affekte« (ebd., S. 65) mehr ziehen. Die Argumentationsrichtung ist also gerade umgekehrt wie bei James (der von solchen »extern« verursachten Gefühlen ausgeht, »intern« verursachte zwar ebenfalls einräumt, aber ihre Genese innerhalb seines Modells nicht ausreichend erläutern kann) – dies dürfte natürlich an der Bedeutung liegen, die James der Instinkthandlung bei der Konzeption seiner Vorstellungen (nicht nur als Denkmuster) einräumt. Ähnliches wie für den Schreck gilt für Lange übrigens hinsichtlich der »in der Regel allerdings weniger intensiven, aber doch hinreichend ausgeprägten Emotionen, die durch einfache Eindrücke von den anderen Sinnesorganen hervorgerufen werden, ohne mit einer Ideenassoziation verbunden zu sein: die Freude über eine hübsche Farbe oder Farbenzusammenstellung, der Widerwille gegen einen hässlichen Geschmack oder Geruch, die Unlust bei einem Schmerz« (1910, S. 66). Die Beispiele erinnern wiederum an Wundt und seine Einführung der einfachen Gefühle (bzw. genauer der sinnlichen Gefühle), dessen Einfluß sich in Langes Auffassungen, im Gegensatz zu denen James', deutlich zeigt.

Wie gesagt sieht Lange keine prinzipiellen Unterschiede zwischen »intern« und »extern« verursachten Gemütsbewegungen: »Was auch die

Ursachen sind, welche die Affekte hervorrufen, so treffen ihre Einwirkungen auf das Nervensystem alle auf einen Punkt, das vasomotorische Zentrum, die Gruppe von Nervenzellen, welche die Innervation der Blutgefäße regulieren« (Lange 1910, S. 67). Da Lange dem vasomotorischen System eine primäre Bedeutung in der Entstehung von Gefühlen zuschreibt – und »primär« darf hier durchaus auch temporal verstanden werden –, stellen sich die Probleme, die eben für das Jamessche »Ensemble« körperlicher Veränderungen bei einer alternativen »Verursachung« durch innere vs. äußere »Reize« aufgezeigt wurden, nicht in der Form. Für Langes Auffassung reicht es demgegenüber aus, unterschiedliche »Verursachungswege« solcher Gefühle *bis hin* zu der ersten zentralen und beiden gemeinsamen Schaltstelle zu postulieren, eben dem vasomotorischen Zentrum. Mit diesem Zentrum und den dort sich ereignenden Prozessen ist der Ort benannt, an dem sich, wie oben bei den Ausführungen zu James problematisiert, »zwei unterschiedlich initiierte, komplexe physiologische Prozesse [...] gleichen« (vgl. oben, S. 234 f.). Allein »die Wege *dorthin* sind verschieden nach der Natur der Ursachen, nicht allein, ob sie durch das eine oder das andere Sinnesorgan von aussen einwirken, sondern auch, ob sie in einfachen Sinneseindrücken allein bestehen oder in mehr oder minder komplizierten, sogenannten psychischen Prozessen. Bezüglich der Entstehung derjenigen Emotionen, die durch einen einfachen Sinneseindruck, einen starken Laut, eine schöne Farbenzusammensetzung u. dgl. zu Stande kommen, scheint es, dass der Weg zum vasomotorischen Zentrum ganz direkt sein muß, der zerebrale Mechanismus also sehr wenig kompliziert« (Lange 1910, S. 68, Hervorhebung A. K.). »Etwas verwickelter wird die Sache indessen, wenn es sich um Affekte handelt, die nicht durch einen einfachen Eindruck auf irgend ein Sinnesorgan zu Stande kommen, sondern zunächst einer ›seelischen Ursache‹, einer Erinnerung oder einer Ideenassoziation entstammen, wenn auch gerade diese letztere selbst durch einen Sinnes-Eindruck wachgerufen worden ist« (ebd., S. 69). Immerhin unternimmt Lange noch den Versuch, diese »etwas verwickeltere« Sache an einem möglichst einfachen Beispiel verträglich mit seiner Theorie zu entwerfen. Die entstehende Skizze läuft letztlich darauf hinaus, daß durch »Lernen« oder »Bahnung« – um bewußt Begriffe ganz unterschiedlicher Kontexte und mit ganz unterschiedlichen Implikationen zu wählen – sozusagen »Umwege« geschaffen werden, auf denen die Erregung nicht mehr direkt vom Sinnesorgan zum vasomotorischen Zentrum läuft.

Diese Skizze verdient höchstes Interesse, und das aus (zumindest) zwei Gründen: zum einen, weil der wohlwollende Leser ein weiteres Mal eine Art »Prototheorie« des klassischen Konditionierens vorfinden wird (vgl. Seite 154, Fußnote 9), zum anderen, weil im Zusammenhang mit

der »Bahnung« von Verbindungen innerhalb des Gehirns Bemerkungen fallen, die mir ausgesprochen zeitgemäß (und daher möglicherweise der Zeit ihrer Niederschrift voraus) erscheinen. Das Beispiel, an dem Lange seine Skizze entwickelt, erinnert schon in der Beschreibung (und bis in die Wortwahl hinein) an Musterbeispiele für die klassische Konditionierung: »Als ein Beispiel einfachster Art will ich folgendes anführen, dessen Richtigkeit mir jede Mutter attestieren wird. Das kleine Kind schreit, wenn es den Löffel sieht, mit dem ihm ein paar mal eine schlecht schmeckende Medizin eingegeben worden ist. Wie geht das zu« (Lange 1910, S. 70)? »Der Anblick des Löffels hat [...] zunächst nichts an sich, was die Gefässnerven in Aktion setzen kann; zeigt man den Löffel einem Kinde in seinem Unschuldszustande, ehe es die Bitterkeiten gekostet hat, die er enthalten kann, so greift es nach ihm, anstatt zu schreien. Wenn es indessen den Löffel ein paar mal in Funktion gesehen und gemerkt hat, dass dieser Anblick jedesmal den abscheulichen Geschmack mit sich bringt, so zeigt es sich, dass der Anblick des Löffels jetzt für sich allein die Macht erhalten hat, das Kind zum Schreien zu bringen, mit anderen Worten, sein vasomotorisches Zentrum in Tätigkeit zu versetzen« (ebd., S. 71). Wie also geht das zu?

Lange erklärt es folgendermaßen: Zunächst lägen zwei im Prinzip unabhängige Prozesse mehr oder minder gleichzeitig vor. Der optische Reiz treffe auf ein subkortikales optisches, der Geschmacksreiz auf ein subkortikales Geschmacksareal, von wo sie »dadurch zum Bewußtsein kommen, dass sie zu den Geschmacks- und Gesichtszentren der Rinde geleitet werden« (ebd.). (Zwischen diesen kortikalen Regionen kommt es dann später auch zu einer Verbindung durch Bahnung.) Gleichzeitig führe einer der beiden separaten Teilprozesse – der gustatorische – (unabhängig vom anderen) das Gefühl des Kindes herbei, indem über eine direkte Verbindung vom subkortikalen Geschmacksareal das vasomotorische Zentrum gereizt werde. Durch das Lernen (oder die Konditionierung) komme es zu einer »neuen« Verbindung von der kortikalen optischen zur kortikalen gustatorischen Region, und zwar durch »Bahnung«. Wenn das Kind dann also ausreichend »Bitterkeiten gekostet« hat, so daß der Anblick des Löffels alleine ausreicht, die ablehnende Reaktion hervorzurufen, laufe der Reiz folgenden neuen (und längeren) Weg: vom Auge zum subkortikalen optischen Areal, von dort zur entsprechenden kortikalen Region des Gesichtssinnes, weiter zur kortikalen Region des Geschmackssinnes, aufgrund der Verbindung mit dem zugehörigen subkortikalen Areal (des Geschmackssinnes) dann dorthin, und von dort schließlich (wie auf dem »direkten« Weg) zum vasomotorischen Zentrum.

Bei allen Auslassungen, Ungenauigkeiten oder auch Fehlern im Detail – so wüßte man heute natürlich die Stationen der Verarbeitung optischer oder gustatorischer Reize weit präziser zu benennen; man würde auch nicht mehr in Erwägung ziehen, ob vielleicht auf dem zweiten, längeren Weg dieselbe Bahn zwischen dem kortikalen und dem subkortikalen gustatorischen Areal benutzt wird, wie auf dem ersten Weg in umgekehrter Richtung (vgl. ebd., S. 72, Anmerkung 1), weil man sich inzwischen sicher ist, daß Nervenfasern aufgrund der »Ventilfunktion« des synaptischen Spaltes Aktionspotentiale in vivo nur in einer Richtung leiten; eine »Bahnung« direkt zwischen kortikalen Arealen würde man wohl aufgrund der »vertikalen« Organisation des Gehirns für unmöglich halten – bei all diesen Mängeln also ist doch das, was Lange über die »Bahnung« zu sagen hat, nach wie vor hochspannend (und, wie mir scheint, noch – oder wieder? – aktuell): »Ich fürchte, dass die Annahme einer neuen, bis dahin nicht angebahnten funktionellen Verbindung zwischen [den kortikalen Regionen des Gesichts- und des Geschmackssinnes, A. K.] [...] auf den ersten Blick vielleicht wie einer der vielen Auswege aussehen wird, welche die physiologische Psychologie nicht immer für ihre Theorien [sic!] zu gebrauchen verschmäht hat. Es ist verführerisch leicht, mit einem Federstrich »neue Bahnen zu eröffnen«, wenn man etwas zwischen zwei Stellen besorgt haben will, die bisher in keiner gegenseitigen Verbindung gestanden haben. Wenn man sich solche neue Bahnen durch Nervenfasern repräsentiert denken will, so befindet man sich gewiss auf dem Gebiet einer sehr lockeren Hypothese; denn wir haben, ausser in den frühen Entwicklungsperioden, kein Beispiel davon, dass Nervenfasern, die früher nicht leitend gewesen sind, es mit einmal werden« (ebd., S. 72 f.). »Das, was in dem vorliegenden Falle geschieht, ist [daher, A. K.] nun nicht die Bahnung eines neuen Weges in dem Sinne, dass bisher uneröffnete Bahnen gangbar werden. Die neue Wirkung des Sinneseindrucks auf das Kind beruht [...] darauf, dass die [kortikale, A. K.] Region [des Geschmackssinnes, A. K.] [...] in einen solchen Zustand gekommen ist, dass sie stärker von dem aus [der kortikalen Region des Gesichtssinnes, A. K.] [...] iradiierenden Impulse beeinflusst wird, als alle anderen Zellengruppen, zu denen der Irradiations-Impuls gelangt [...]. Als Grund dieser grösseren Empfänglichkeit kennen wir allein den Umstand, dass diese Zellengruppe vorher zu wiederholten Malen gleichzeitig mit [der kortikalen Region des Gesichtssinnes, A. K.] [...] in Aktivität versetzt worden ist; dadurch ist in ihren Zellen eine Veränderung hervorgerufen worden, ein Zustand von Erregbarkeit, der sich nicht in den übrigen von Irradiation betroffenen Hirnzellen findet. Es tritt eine Summation der in [der kortikalen Region des Geschmackssinnes, A. K.] [...] noch bestehenden und der durch Irradiation von [der

kortikalen Region des Gesichtssinnes, A. K.] [...] zugeleiteten funktionellen Tätigkeit ein« (ebd., S. 74 f.).

Exkurs Ende

Wir können damit unseren unvorhergesehenen Ausflug zur Theorie der Gemütsbewegungen Carl Langes beenden und zurückkehren zu den Ausführungen William James' (wobei Lange für den folgenden, abschließenden Abschnitt selbstverständlich herangezogen wird, wo es sich anbietet). Auf eine zentrale Frage in der Folge unserer bisherigen Überlegungen, die Frage nämlich nach den sogenannten »feineren« Gefühlen und wie man sie sich in den angesprochenen Theorien zu denken hat, haben wir noch immer keine Antwort. Mit James' hätte man einfach ihre Existenz in Abrede zu stellen, mit Lange könnte man immerhin – jedenfalls solange man allein von seiner berühmten Abhandlung über die Gemütsbewegungen (1910) ausgeht und von der weniger bekannten über Sinnesgenüsse und Kunstgenuß (1903) absieht – hoffen, daß es sie nach wie vor gibt, wenn auch in einem durch theoretischen Zugriff nicht weiter behelligten Dornröschenschlaf.

Auf eine zweite Frage immerhin – wie man sich im Rahmen der beiden Entwürfe Gefühle einerseits durch die Wahrnehmung äußerer Reize, andererseits »psychisch« (durch Erinnerungen, Vorstellungen, »seelisch«) verursacht bzw. hervorgerufen denken kann – finden wir bei Lange skizzenhaft Antworten, die uns James schuldig bleibt. – Das Feld ist also gepflügt und geeggt, die Saat geworfen – die Ernte muß ja auch in Jahren, die etwas trockener wirkten, eingebracht werden. Was läßt sich von James (und Lange) lernen – wie lesen sie sich aus der Perspektive der Gegenwart, und welche Anregungen empfängt eine zeitgenössische Theorie vom Gefühl durch ihre Vorschläge?

2.3.5 Anknüpfungspunkte für Zeitgenossen

Fragen wir auch hier einleitend nach den Methoden, nach dem empirischen Zugang, den James wählt, dann ist an erster Stelle ein spekulatives Moment zu nennen – ein Moment, wie es im Zusammenhang mit den Argumenten, die James präsentiert, deutlich wird; nicht zuletzt (aber nicht allein) im Zusammenhang mit dem skizzierten Gedankenexperiment, welches der »Experimentator« selbst als »rein spekulativ« (vgl. James 1950b, S. 452; 1920, S. 380) charakterisiert. Spekulativ ist James' Vorgehen selbst da, wo er die Argumente für seine Hauptthese schlußfol-

gernd aus ihr entwickelt, um dann Belege für diese Schlußfolgerungen zu suchen und zu präsentieren. Beispiele stellen etwa die ausführlich behandelten Aussagen dar, nach denen die Nachahmung von Ausdrucksbewegungen auch entsprechende Gefühle zur Folge hat und ohne die Wahrnehmung der entsprechenden körperlichen Veränderungen auch kein Erleben von Gefühlen möglich ist. Auch diese (durch Schlußfolgerung gewonnenen) Argumente verweisen ja auf die primäre, fundierende Spekulation.⁶² Wollte man James' Vorgehen daher in einem Satz kennzeichnen, könnte man es erstens spekulativ und zweitens argumentativ nennen. Andere Zugänge – z. B. über die Sprache, in der sich abbildende Ordnungssysteme für das Gefühl James zwar erkennt, aber als willkürlich und daher nutzlos für den Versuch, etwas über das Gefühl zu erfahren, verwirft (vgl. etwa James 1950b, S. 448 f., 485; 1920, 374 f.) – treten demgegenüber in den Hintergrund.

Die »methodische Einordnung« Langes fällt weniger homogen aus, sein Vorgehen ist vielfältiger: Neben einem vergleichbar spekulativen »Grundzug« seiner Darlegungen spielen – die bereits angesprochenen detailreichen und spannend zu lesenden Schilderungen der körperlichen Veränderungen während eines Gefühls (vgl. Lange 1910, S. 13-38) deuten das an – Beobachtungen (nicht nur physiologischer Natur) eine deutlich wichtigere Rolle als bei James. (Wo James solche Beobachtungen anführt, entnimmt er sie meist den Werken anderer [vgl. z. B. 1950b, S. 443-447, 460-462, 478 ff. und öfter].) Darüber hinaus listet Lange (in seiner Einleitung) einige Zugriffsweisen auf, deren er selbst sich für seine Studie nicht in jedem Fall auch bedient. Zu dieser Liste zählt die bereits angesprochene Beobachtung (»Man ist also in allem Wesentlichen auf die Beobachtung an sich und Anderen angewiesen, auf ›die klinische Beobachtung«, Lange 1910, S. 11) auch bei pathologischen Fällen der »emotionellen Krankheiten« (ebd.). Daneben wird die Untersuchung des sprachlichen Umgangs mit Gefühlen als einer Art geronnener Introspektion verteidigt, als »Ausbeute der mehr unwillkürlichen, naiven Erfahrungen [...], welche die Generationen im Lauf der Zeiten gemacht haben, welche zum Besitz des allgemeinen Bewusstseins geworden sind und in mannigfachen sprachlichen Ausdrücken und bildlichen oder sprichwörtlichen Redewendungen aufbewahrt werden« (ebd.) – in den sich anschließenden Schilderungen der »Symptome einiger Haupt-Affekte« läßt Lange folglich immer wieder entsprechende Reflexionen einfließen (vgl. ebd.,

62 Grundsätzlich ist dies auch für das Gedankengebäude Wundts, das auf der analytischen Zerlegung jedes Erfahrungsaktes aufruht, nicht ganz falsch – tritt aber doch bei James viel stärker in den Vordergrund. Ähnliches gilt natürlich für zentrale Prämissen Darwins, etwa die »Funktionalität« von Gefühlen betreffend.

S. 13-38). Kaum eine Rolle für Langes eigenes Vorgehen spielen dagegen die verbleibenden beiden methodischen Vorschläge: einmal die »Beobachtung neugeborener Kinder, namentlich wegen der relativ großen Einfachheit der Verhältnisse, der Alleinherrschaft der Affekte ohne Einmischung oder Störung von Seiten des Verstandeslebens und wegen der in diesem Lebensalter natürlichen Reinheit der Erscheinungen von Beimischungen angelehrten, konventionellen Ausdrucks der Affekte« (ebd., S. 12), zum anderen und aus ähnlichen Gründen »das Studium der Affekte bei Naturvölkern, wo sie ja auch oft besonders stark und unmittelbar zum Ausdruck kommen« (ebd.). In ihrer Gesamtheit erinnern die Vorschläge Langes an Darwins (1872) entsprechende Überlegungen (vgl. auch oben, S. 147 ff.). Gerade die beiden zuletzt genannten Verfahrensweisen sind noch heute von großer Bedeutung: die eine etwa für Untersuchungen der emotionalen Entwicklung (vgl. Geppert & Heckhausen 1990, Harris 1992), die andere für solche zur Frage der Universalität von Gefühlen (vgl. Ekman 1973). Langes diesbezügliche Mahnung, vom Ausdruck nicht umstandslos auf das Gefühl zu schließen, ist denn auch hochaktuell: »Andererseits treffen wir bei Neugeborenen, wie bei wilden Völkern natürlich in erheblichem Grade dieselben Schwierigkeiten, wie bei Beobachtungen an Tieren, die nämlich, welche aus der Unsicherheit unseres psychologischen Verständnisses stammen, das eine notwendige Folge der mangelnden sprachlichen Mitteilung von Seiten des Beobachtungsobjekts ist« (Lange 1910, S. 12; vgl. auch oben zur Frage »vorsprachlicher« Gefühle S. 83 ff. sowie Kapitel 1.4, These 3).

Insgesamt kann uns der Vorschlag James' (wie derjenige Langes) – den wir nach der vorgenommenen detaillierten Entfaltung eher als eine Theorie über einen bestimmten *Teil* der Gefühle betrachten müssen, denn als komplette Gefühlstheorie⁶³ – nicht restlos überzeugen: zu schwer-

63 So jedenfalls unsere Diagnose; wir hatten oben (vgl. S. 229 f.) in den Kommentaren zur zentralen These James' von der enthaltenen begrifflichen Setzung gesprochen – »*that our feeling of the same changes as they occur is the emotion*« (James 1950b, S. 449) –, die ohne einen konkurrierenden Begriff des Gefühls nicht bewertet werden kann. Ziehen wir nun als alternativen Begriff den in Kapitel 1 erarbeiteten heran, dann zeigt sich James' Begriff deutlich enger gezogen – und zwar so eng, daß er bestimmte Teile des Phänomens, auf die wir keinesfalls verzichten wollen, nicht mehr enthält. (Überzeugend zeigen ließ sich dies am Beispiel der »feineren« Gefühle.) Die sich anschließende Frage ist nun, wie James' solche Teile behandelt: ob also bspw. (wie bei Lange) denkbar erscheint, daß es sich gleichwohl um »legitime« Gegenstände einer Gefühlstheorie handelt, welche die eigene Theorie erklärtermaßen nicht behandelt. Wir haben gezeigt, daß James' eher dazu neigt, diesen bedeutenden Teil des Gegenstands einer Gefühlstheorie insgesamt nicht anzuerkennen, indem er »feinere« Gefühle entweder zu »gröberen« ummünzt oder ihnen einfach den Gefühlscharakter abspricht. Eine eindeutige definitorische Setzung

wiegend sind die dargestellten Schwierigkeiten und zu zahlreich. Das mag durchaus verwundern, vor allem wenn man bei der Lektüre feststellt, daß James nichtsdestotrotz (und sozusagen »vor« der theoretischen Durchdringung) ein durchaus interessantes und detailreiches Bild des Gegenstands vor Augen hat. Da ist, wie angedeutet (und anders als bei Darwin und Wundt) bspw. von dem »Objekt« eines Gefühls die Rede, und das in einem durchaus dem in Kapitel 1.1.5 entwickelten (grob) vergleichbaren Sinne. Umstandslos beipflichten möchte man, wenn eingeräumt wird, daß ein »innerer« Vorgang (wie eine Vorstellung, eine Erinnerung) ebenso gut als ein solches Objekt dienen kann wie ein »äußerer« Reiz (bzw. dessen Wahrnehmung) (vgl. James 1950b, S. 442; 1920, S. 374). In dem, was James (in Auseinandersetzung mit Lange) über den Kummer zu sagen hat – »The fact is that there are changeable expressions of grief. The weeping is as apt as not to be immediate, especially in women and children. Some men can never weep. The tearful and the dry phases alternate in all who can weep, sobbing storms being followed by periods of calm; and the shrunken, cold, and pale condition which Lange describes so well is more characteristic of a severe settled sorrow than of an acute mental pain. Properly we have two distinct emotions here, both prompted by the same object, it is true, but affecting different persons, or the same person at different times, and *feeling* quite differently whilst they last, as anyone's consciousness will testify. There is an excitement during the crying fit which is not without a certain pungent

allerdings sucht man vergebens. Und in der späten »Wiederaufnahme« seiner Theorie gewinnt man den Eindruck, daß James in dieser Frage etwas »zurückrudert«, und nun eventuell doch so etwas wie »feinere« Gefühle zuläßt, die dennoch Gefühle sind: »But speaking for myself, I am compelled to say that the only feelings which I cannot more or less well localize in my body are very mild and, so to speak, platonic affairs. I allow them hypothetically to exist, however, in the form of the ›subtler‹ emotions« (James 1894, S. 524). So ganz von der Vorstellung lösen, daß diese feineren Gefühle recht eigentlich gar keine seien, mag er sich dann jedoch nicht: »This being the case, it seems almost as if the question had become a verbal one. For which sort of feeling is the word ›emotion‹ the more proper name – for the organic feeling which gives the rank character of commotion to the excitement, or for that more primary pleasure or displeasure in the object, or in the thought of it, to which commotion and excitement do not belong? I myself took for granted without discussion that the word ›emotion‹ meant the rank feeling of excitement [...]. It appears, however, that in this assumption I reckoned without certain of my hosts« (James 1894, S. 525). Dem ist, stehen wir nach den Vorarbeiten in Kapitel 1 doch eindeutig auf Seiten der Wirte, die bei der Rechnung übergegangen worden sind, kaum etwas hinzuzufügen. (Es ist eben in den seltensten Fällen nützlich, etwas umstandslos für gegeben zu halten – insbesondere dann, wenn die vorgenommenen Setzungen beileibe nicht so selbstverständlich sind, wie James uns hier glauben machen will.)

pleasure of its own; but it would take a genius for felicity to discover any dash of redeeming quality in the feeling of dry and shrunken sorrow« (James 1950b, S. 444 f.) – entdeckt der wohlwollende Leser zumindest in Andeutungen drei der Punkte wieder, die im Kapitel 1 entfaltet worden sind: erstens die Frage nach dem Einfluß der »Konvention«, der (kulturellen oder geschlechtlichen) Spezifität von Gefühlen (wie bei Darwin auch am Beispiel des Weinens); zweitens die Erkenntnis, daß es Gefühle gibt, die einen bestimmten zeitlichen Verlauf haben; und drittens die Frage der komplexen Gefühle, die Frage, wie manche Gefühle andere Bestandteile (z. B. wiederum Gefühle) enthalten und aus ihnen aufgebaut sein können. Und daß James sicherlich keine beleidigend schlichten Vorstellungen von den Gefühlen seiner Mitmenschen (und seinen eigenen) hatte, zeigt sich nicht zuletzt in zahlreichen der Beispiele, mit denen er seine Ausführungen illustriert hat. Wie läßt sich dann erklären, daß er dieses bunte Bild in einer Weise theoretisch gerahmt hat, die unseren Ansprüchen nicht genügen kann?

Nun, fast gewinnt man den Eindruck, daß James zunächst einfach eine kleine, aber provozierende Idee hatte, von der er dann – nachdem sie allmählich mehr und mehr Kritik auf sich zog – schon aus Gründen des verletzten Stolzes nicht mehr lassen wollte, genau wie ein guter Vater zu seinem mißratenen Kind steht: je schwerer man es ihm macht, umso unverbrüchlicher. Dafür sprechen z. B. die allgegenwärtigen begrifflichen Inkonsistenzen, die der gebräuchlichen Redeweise entsprechend immer wieder gerade dasjenige ursächliche Verhältnis von Gefühl (als Ursache) und körperlichen Veränderungen (als Wirkung) perpetuieren, gegen das sich James auf der expliziten Ebene wendet. Man könnte geradezu denken, James hätte sich selbst nicht so ganz geglaubt, wenn er in seinen Ausführungen von »Ausdrucksbewegungen« (ohne Anführung: was also wird da ausgedrückt?) spricht, vom Herz- und Kreislaufsystem (oder dem ganzen Körper) als Resonanzkörper (z. B.: »not only the heart, but the entire circulatory system, forms a sort of sounding-board, which every change of our consciousness, however slight, may make reverberate« [James 1884, S. 191] – was versetzt denn da in Schwingung?), davon, daß »nicht die leiseste Gemütsbewegung ohne körperlichen Ausdruck bleibt« (James 1920, S. 379; vgl. James 1884, S. 192), oder davon, daß sich die willkürliche Muskulatur auch dann den verschiedenen Gefühlen (bzw. Stimmungen) »anpasse«, wenn keine Bewegungen sichtbar seien, also allein durch Tonusänderung (»Even when no change of outward attitude is produced, their inward tension alters *to suit each varying mood*, and is felt as a difference of tone or of strain« [James 1884, S. 192, Hervorhebung A. K.] – warum ändert sich der Tonus mit der Stimmung, und nicht umgekehrt?). Weitere Belege wären unschwer hinzuzufügen.

Lange übrigens ist sich demgegenüber des zugrundeliegenden Problems – daß nämlich der herkömmliche Sprachgebrauch, indem er immer schon die konventionelle »Verursachungsrichtung« impliziert, die Darlegung der eigenen These konterkariert – in höchstem Grade bewußt. Wenn er gängige Formulierungen mit derartigen Implikationen gebraucht, dann kaum je, ohne sich demonstrativ davon zu distanzieren. Bereits einleitend wird dies deutlich, wo Lange schreibt, wenn »ich nun [...] die Frage so stelle: welche körperlichen Erscheinungen begleiten jeden einzelnen derselben [d. h. der Affekte, A. K.]? – so geschieht das mit dem klarsten Bewusstsein davon, dass die Sache damit eigentlich auf den Kopf gestellt wird« (Lange 1910, S. 9 f.). Auch in den Schilderungen der einzelnen Affekte finden sich Spuren dieses Bewußtseins, etwa wenn es über die Freude heißt: die »»Wirkung der Freude auf den Körper« – um diese landläufige Bezeichnung für das Verhältnis noch zu gebrauchen – ist in der Tat die entgegengesetzte des Kammers« (ebd., S. 19). Und schließlich unmißverständlich: »Bisher habe ich stets, wenn auch unter Protest, Wendungen gebraucht wie: ›die von den Gemütsbewegungen hervorgerufenen physiologischen Phänomene« oder ›die physiologischen Phänomene, welche die Affekte begleiten« etc.; ich habe vorläufig die gewohnten Bezeichnungen für das fragliche Verhältnis verwendet, um eine Verständigung mit dem Leser zu erreichen« (ebd., S. 50, Hervorhebungen im Original).

Sei dem, wie es wolle: Selbst wenn, wie skizziert, eine Art Trotzreaktion eine (sicherlich schwache) Erklärung dafür bieten sollte, warum James an seinen theoretischen Vorstellungen festhielt, dann kann sie gar nichts mehr zur Beantwortung der Frage beitragen, warum die James-Lange-Theorie noch immer eine der bekanntesten Emotionstheorien überhaupt ist. Anders gefragt: Wenn es nicht nur ihre reizvolle Unwahrscheinlichkeit ist, die zur Erklärung dieser Tatsache herangezogen werden soll – wo steckt der »wahre Kern« der in Rede stehenden Theorie, und wie läßt er sich für unsere Zwecke fruchtbar machen?

Wenn ich auf der linken Spur der Autobahn mit hoher Geschwindigkeit zwei Fahrzeuge, die hintereinander auf der rechten Spur fahren, überholen will, kann ich meine Aufmerksamkeit ganz auf das hintere der beiden Fahrzeuge richten, um möglichst früh zu erkennen, ob der Fahrer seinerseits zu überholen versucht, womit er mir den Weg versperren würde: Trotz der Aufmerksamkeit, trotz der Tatsache, daß ich mit dem Ausscheren rechne und es fast vorhersehe, erschrecke ich, wenn es dann passiert (jedenfalls dann, wenn es plötzlich genug, der Abstand gering und der Geschwindigkeitsunterschied groß genug ist). Ich brems scharf, betätige vielleicht (nach der sprichwörtlichen Schrecksekunde) noch die Lichthupe, obwohl der Moment großer Gefahr bereits vorüber ist. Dann

erst spüre ich, daß meine Knie »weich geworden« sind, habe ein flaes Gefühl im Magen, fühle in den Ohren mein Herz eher schlagen, als daß ich es höre. Mein Erschrecken ist dabei durchaus bemerkenswert: So unmittelbar es ist – fast wie auf das laute Geräusch im Dunkeln oder der Bär im Wald – so wenig scheint die Situation geeignet, zur Erklärung dieser Unmittelbarkeit irgendeine evolutionär entstandenen Mechanismen ins Feld zu führen. Es wäre schon nicht wenig konstruiert, wollte man – vergleichbar vielleicht einer eventuellen urtümlichen Angst vor Schlangen oder vor Abgründen – eine evolutionär entstandene Angst vor der Annäherung großer Gegenstände mit unbiologisch hoher Geschwindigkeit postulieren, die im Falle des mit 200 km/h vorbeihuschenden Brückenpfeilers schweigt, genau wie angesichts der beiden Autos auf der rechten Spur (80 km/h Differenzgeschwindigkeit) und erst dann »erwacht«, wenn das hintere der beiden plötzlich auf die linke wechselt. Der »Auslöser« meines Schrecks ist eine komplexe Situation, ein Wahrnehmungssensemble, das kaum als Auslöser eines Instinktverhaltens vorstellbar erscheint – ebensowenig wie meine Reaktion selbst als instinktiv.⁶⁴ Gleichwohl ist sie ebenso unmittelbar wie das Zusammenzucken beim sprichwörtlichen Knall. Die Plötzlichkeit, mit der der rechte Fuß auf das Bremspedal wechselt, verdankt sich wohl der Automatisierung einstmals bewußter und geplanter, sodann vielfach wiederholter Handlungen. Der rechte Fuß wechselt das Pedal, nicht ich: Fast scheint mein Körper schneller gewesen zu sein als ich. Womöglich gilt dies nicht nur für das Auffassen der Situation und die unmittelbare Reaktion darauf – auch die weichen Knie, das Pochen des Herzens, den trockenen Mund und ähnliche »Symptome« bemerke ich erst im Anschluß an meine Reaktion und nicht bereits, während sie sich einstellen. Die herkömmliche Auffassung, gegen die sich James (mitunter polemisch) wendet – daß es nämlich affektive Zustände seien, die die körperlichen Veränderungen erst herbeiführen – läßt sich für dieses Beispiel zugegebenermaßen schwer aufrechterhalten. Es mag durchaus Gefühle geben, bei denen es eben gerade nicht kontraintuitiv ist, sie sich so entstanden zu denken, wie James es für Gefühle insgesamt postuliert: Gefühle, bei denen mein Körper unabhängig von mir zu reagieren scheint (manchmal schneller, manchmal anders) und mir, metaphorisch gesprochen, lediglich bleibt, wieder Anschluß an die Geschehnisse zu finden. Dies dürfte der erste Punkt sein, der für James spricht und der in einer zeitgenössischen Gefühlstheorie zu

64 Was natürlich schon alleine deswegen niemand ernsthaft behaupten und verteidigen wird, weil die Geschichte des Automobils (wie die Geschichte optisch wahrgenommener hoher Geschwindigkeit) erst rund hundert Jahre andauert, zu wenig, um sich (anders als durch mutagene Kraftstoffzusätze) im Erbgut abzubilden.

formulieren sein müßte: daß wir bei manchen Gefühlen durchaus Spezifisches, Körperliches wahrnehmen; und daß wir dies *nicht als Folge* unseres Gefühls wahrnehmen.

Wenn wir ein Gefühl haben, können wir auf verschiedene Weise mit ihm umgehen, wobei dieser Umgang wiederum nicht ohne Einfluß auf das Gefühl bleibt. Das ist eine Erfahrung, die wohl die meisten von uns bestätigen können: In eine Traurigkeit bspw. kann man sich widerstandslos fallenlassen, sich sogar nahezu in ihr suhlen – und damit ist nicht allein gemeint, daß derartige Zustände von Schmerz (und Selbstmitleid) nicht selten auch eine lustvolle Komponente besitzen. Doch wenn es umgekehrt nicht ratsam oder geboten erscheint, eine solche Traurigkeit zu zeigen, wenn wir sie als intime Privatangelegenheit schützen wollen oder aber uns ihrer schämen, kurz also, wenn wir uns, z. B. aus beruflichen Gründen, »zusammenreißen«, dann können wir sie auch ein Stück weit vergessen, sie verbergen: Und wie oft stellen wir verblüfft fest, daß sie, während wir sie verborgen hielten, einfach verschwunden ist oder doch zumindest nachgelassen hat. Und die schlimmste Traurigkeit, an die wir uns erinnern können, wird uns wohl eine Situation ins Gedächtnis rufen, in der wir uns nicht auflehnten gegen sie, sondern uns ihr hingaben (oder nicht die Kraft fanden zur Gegenwehr). Daß wir unsere Gefühle beeinflussen können durch das, was wir tun – oder genauer, durch das, was wir von ihnen zeigen oder verbergen (wie erinnerlich auch eines der Argumente James') –, dies dürfte ein zweiter Punkt sein, den man für James sprechen lassen kann.⁶⁵

65 Es gibt also, jedenfalls in der Erfahrung der meisten von uns, so etwas wie eine »körpervermittelte Manipulierbarkeit« des Gefühls, die bereits James als Argument für seine These formulierte. (Und damit ist weniger der »direkte« Eingriff in körperliche Abläufe, z. B. durch Drogen oder Pharmaka gemeint, der natürlich ebenfalls Auswirkungen auf das Gefühl hat.) Mir scheint allerdings dieses Argument ergänzungsbedürftig: Es dürfte wohl nicht allein die Wahrnehmung veränderter Körperzustände sein, die aus (willkürlich) veränderten Ausdrucksbewegungen herrühren und so das Gefühl beeinflussen. Eher kommt mir der in Rede stehende »Eingriffsweg« nicht nur »körpervermittelt«, sondern zusätzlich sozial vermittelt vor: Weil ich trotz meiner Traurigkeit das Gebaren eines Fröhlichen an den Tag lege, begegnen mir meine Mitmenschen nicht so, wie sie einem Traurigen begegnen, sondern als sei ich fröhlich. Unter dieser Behandlung werde ich auf die Dauer (und zumindest in Ansätzen) kaum anders können, als mich wirklich fröhlich zu fühlen, werde ich doch beständig behandelt wie ein Fröhlicher. Damit ist natürlich nicht gemeint, daß ich mich nun bewußt entscheide, mich fröhlich zu fühlen, etwa um den anderen einen Gefallen zu tun oder sie nicht ins Unrecht zu setzen und ihr Betragen mir gegenüber nicht als falsch zu brandmarken. Die beteiligten Prozesse dürften vielmehr nicht nur komplex, sondern auch kaum bewußt sein und viel mit der Regulation sozialer Interaktionen zu tun haben: Wer jemanden trifft, der traurig ist, wird ihn anders behandeln, als jemanden, der lustig

Denken wir schließlich nochmals an den Wutanfall, der uns bereits mehrfach als Beispiel zur Illustration des einen oder anderen Aspektes diene. Wir müssen hierzu nicht die knappe Skizze in Kapitel 1.2.4 bemühen, sondern können Stichpunkte aus den viel treffenderen Beschreibungen Langes (1910) wählen: Bei Zorn erweitern sich demnach zu allererst die feinen Blutgefäße, wodurch »Röte, Hitze und Schwellung (>Turgor<) entstehen [...], die Augen werden rot, und wo eine Disposition dazu vorhanden ist, kann es sogar zu Blutungen kommen, z. B.: Nasenbluten, Lungenblutungen« (ebd., S. 28 f.). »Eine verstärkte Innervation der willkürlichen Muskeln und ein dadurch bedingtes Gefühl von Drang zu raschen und kräftigen Bewegungen ist nämlich der zweite Hauptzug in der Physiologie der Wut. [...] Er [der Erbitterte, A. K.] schlägt ohne Plan und Überlegung auf Feind und Freund los, bloss um seine Muskeln zu gebrauchen, – oder, wo einige Selbstbeherrschung bewahrt bleibt, schlägt er wenigstens auf den Tisch – knallt mit der Tür, reisst etwas entzwei, oder schlägt es zu Stücken, möchte die ganze Welt zertrümmern und kann in seiner Wut in der Tat eine Kraft entfalten, die alles übertrifft, was er bei ruhiger Stimmung leisten kann. [...] Der Wütende stottert und stammelt und brüllt zuletzt nur, wenn es ihm nicht glückt, ein Wort zu artikulieren; die Muskelinnervation ist so unsicher, dass er zittert, »er bebt vor Zorn<; sein Hieb trifft nicht dahin, wohin er zielt; er »schlägt blind zu< und ist deswegen für einen kaltblütigen Gegner ein wenig gefährlicher Feind« (ebd., S. 30 f.). »Auch die Physiognomie zeigt im Zorn [...] starke Muskelzusammenziehungen. Sie rufen die »Zornesfalten« in der Stirn hervor« (ebd., S. 31). Der »Wütende fühlt einen Drang, nicht nur im allgemeinen heftige Bewegungen, einfache Muskelanstrengungen auszuführen, sondern will sie auch in lärmender, polternder Weise ins Werk setzen und derart, dass er sich selbst einen Schmerz oder doch einen starken Eindruck verursacht [...]; er muß seine Bewegungen ebensosehr fühlen, wie hören, er haut auf den Tisch, stampft auf den Boden, schlägt mit der Tür, schlägt den Spiegel entzwei, wirft was er zu fassen bekommt, zur Erde, am liebsten harte und zerbrechliche Objekte, die tüchtig Lärm machen [...]; der »Spektakel« ist ihm ein Bedürfnis. In seinem Drange nach starken Gefühlseindrücken scheut er nicht vor einer Verletzung des eigenen Körpers zurück, er rennt mit der Stirn gegen die Wand, rauft seine Haare, reisst sich am Bart, beisst

ist – ohne viel darüber nachzudenken. Und in diesem je anderen Umgang wird er selbst ein bißchen von der Traurigkeit oder der Lustigkeit verspüren und »an sich nehmen«. Willkürliche Veränderungen der Ausdrucksbewegungen dürften also zumindest *auch* auf diese nicht ganz simple und über »die anderen« führende Weise Einfluß auf die eigenen Gefühle haben, und nicht (oder nicht nur) »direkt«.

die Lippe blutig« (ebd., S. 33). Ganz offensichtlich ist hier eine Vielzahl »körperlicher Veränderungen« geschildert, die allesamt für den Wütenden selbst wahrnehmbar sind – Wahrnehmungen, die in ihrer Gesamtheit den Wutanfall zwar nicht (wie James und Lange behaupten) ausmachen, ohne die der Wutanfall (wie beide gedankenexperimentell ausführen) umgekehrt aber auch nicht denkbar ist. Dabei tut nichts zur Sache, daß viele der hier geschilderten »Symptome« die Bewegungen der Skelettmuskulatur betreffen (und damit körperliche Veränderungen, die für Lange erst sekundär nach den vasomotorischen Änderungen auftreten und für James zunächst gleichwertig neben den Wahrnehmungen, die von den Viszera ausgehen, stehen, dann jedoch untergeordnet werden). Natürlich ist auch die »Röte, Hitze und Schwellung« wahrnehmbar. Und besonders interessant ist für unseren Zusammenhang auch Langes Vermutung, daß der Wütende bestimmte Sinneseindrücke geradezu sucht. Der dritte Punkt, der sich für James anführen läßt, ist demnach wohl, daß manche Gefühle so eng mit der Wahrnehmung körperlicher Veränderungen verbunden sind, daß wir sie uns ohne sie gar nicht vorstellen können.⁶⁶

-
- 66 Ich möchte an dieser Stelle nicht ausführen, aber doch andeuten, daß sich, wenn ich richtig sehe, alle drei genannten Punkte auch sehr gut in der Terminologie Wundts reformulieren ließen: Im zuletzt angesprochenen Fall wären es vor allem sinnliche Gefühle – also solche einfachen Gefühle, die reine Empfindungen begleiten oder der »subjektive Anteil« einer jeden Erfahrung, die einem einzelnen Sinnessystem zuzuordnen ist –, genauer: sinnliche Gefühle der propriozeptiven Wahrnehmung (oder des inneren Tastsinns, in Wundts Worten), die als notwendige Bestandteile eingehen in einen Wutanfall, daneben solche des äußeren Tastsinns, des Schmerzsinns usw. Aber auch zusammengesetzte Gefühle sowie Empfindungen und intensive oder extensive Vorstellungen könnten zu solchen Bestandteilen werden. Im vorangegangenen Beispiel ändern wir durch willkürlichen Eingriff in die Ausdrucksbewegungen natürlich auch alle am Aufbau eines »Affektes« (im Wundtschen Sinne) beteiligten Elemente: nicht zuletzt wiederum die sinnlichen Gefühle. (Es erscheint nicht einmal gänzlich ausgeschlossen, die von mir in der vorangegangenen Fußnote ins Spiel gebrachte »soziale Vermittlung« ebenfalls in Wundtschen Termini nachzubilden: Allerdings müßten wir zu diesem Zwecke das [durch unseren veränderten Ausdruck] veränderte Verhalten unserer Mitmenschen uns gegenüber auflösen in veränderte eigene Empfindungen und Gefühle, vor allem aber wohl veränderte zusammengesetzte Gefühle und allerlei Vorstellungen, welche zusammen dann einen ebenfalls veränderten Affekt bilden.) Das einleitend gegebene Beispiel des »Schrecks auf der Autobahn« wiederum läßt sich natürlich prinzipiell so reformulieren wie der Wutanfall, wenn auch naturgemäß der Anteil der Empfindungen und Vorstellungen (im Vergleich zu den einfachen und zusammengesetzten Gefühlen), also der »objektiven« Komponente der (hier vor allem »optischen«) Erfahrung deutlich größer ausfallen wird. (Zudem stellen sich bei diesem Beispiel u. U. zusätzlich zu bedenkende Probleme angesichts der bereits etablierten Routinisierung und Automatisierung von Bewegungsabläufen. Allerdings dürften sie die Übertrag-

Freilich sagt auch der letzte der drei genannten Punkte nicht das geringste über eine etwaige Verursachungs- oder Wirkrichtung aus; daneben sollte nicht mehr vergessen werden, daß der erläuterte Zusammenhang sicher bei manchen Gefühlen zu finden ist, jedoch sicher nicht bei allen. Vielleicht ist ja schon die Frage, was die Folge des jeweils anderen ist – die körperlichen Veränderungen eine Folge des Gefühls oder, wie bei James und Lange, das Gefühl die Folge der körperlichen Veränderungen – falsch gestellt. Vielleicht sind beides Aspekte eines Phänomens, für das wir uns hier vor allem im Hinblick auf seinen Erlebnischarakter, seine »Anmutung« interessieren – einer Anmutung, in der die *wahrgenommenen körperlichen Veränderungen* ganz selbstverständlich ihren Platz haben, ohne daß man die Frage überhaupt entscheiden muß, ob diese Veränderungen ursächlich verantwortlich für die Anmutung selbst sind, oder ihrerseits von jener verursacht. Denn in einem strikten Sinne und ohne jeden Zweifel widerlegen läßt sich James' These ohnehin nicht, das bemerkt er ganz richtig: »The only way to coercively disprove it, however, would be to take some emotion, and then exhibit qualities of feeling in it which should be *demonstrably* additional to all those which could possibly be derived from the organs affected at the time. But to detect with certainty such purely spiritual qualities of feeling would obviously be a task beyond human power« (James 1950b, S. 455, Hervorhebungen im Original). Führt man sich vor Augen, daß die Wahrnehmung körperlicher Zustände (auch für James) nicht unbedingt bewußt zu sein braucht (und natürlich ohnehin ununterbrochen stattfindet), erscheint es in der Tat jenseits menschlicher Möglichkeiten, ihren (konstitutiven) Einfluß auf die Gefühle mit Sicherheit auszuschließen. Man kann es auch anders sagen: Für die definitive Widerlegung der These James' wäre es vonnöten, die Wahrnehmung körperlicher Veränderungen und die Gefühle *unabhängig* voneinander zu manipulieren. Das ist offenkundig undenkbar (läßt sich doch schon beides für sich genommen bestenfalls in schwachen Ansätzen »experimentell« beeinflussen). Allerdings wäre, worauf James nicht weiter hinweist, gleiches natürlich auch für den unwiderlegbaren Beweis seiner Theorie nötig, der daher ebenfalls ausgeschlossen ist.⁶⁷

Drei Punkte wurden abschließend skizziert, die wir als Ertrag der Rekonstruktion der Theorie von James und Lange betrachten dürfen: daß es Gefühle gibt, die inseparabel mit der Wahrnehmung körperlicher

barkeit in Wundtsche Terminologie kaum grundsätzlich gefährden.)

67 Dagegen sieht James die Möglichkeit eines Beweises in der Untersuchung von Menschen mit totaler Anästhesie (oder Agnosie); aufgrund der diskutierten Schwierigkeiten eines solchen Argumentes schließen wir uns dieser Sichtweise nicht an.

Zustände und Veränderungen amalgamiert sind; daß es Gefühle gibt, mit denen in engem Zusammenhang wir körperliche Veränderungen wahrnehmen, die uns unabhängig von diesem Gefühl entstanden scheinen; daß wir schließlich unsere Gefühle mitunter beeinflussen können, indem wir willkürlich in ihren Ausdruck eingreifen. Auch auf solche Fälle die Aufmerksamkeit des Emotionstheoretikers gelenkt zu haben, darf sicher als Verdienst der beiden gelten. Dennoch formulieren beide keineswegs eine Theorie vom Gefühl, die auch nur halbwegs das umfaßt, was wir als Gegenstand einer solchen Theorie entfaltet haben (und nicht missen wollen). Daß die in Rede stehende Theorie über einen Teil der Gefühle obendrein nicht wenige Schwierigkeiten mit sich herumschleppt, wurde, wie ich denke, hinreichend deutlich. Und die zentrale These beider betreffend – die Frage nach der »Verursachungsrichtung« von Gefühl und körperlicher Veränderung – ist nicht nur ihre prinzipielle Unbeweis- bzw. Unwiderlegbarkeit zu konstatieren; es ist zudem kritisch zu fragen, was eine Antwort, falle sie nun so oder so aus, überhaupt für einen Unterschied machen würde, solange man auch ohne sie nicht vergißt, daß manche Gefühle notwendig von körperlichen Wahrnehmungen *begleitet* werden. Vielleicht ist eben wirklich schon die Frage falsch gestellt, und wenn James an dieser Stelle etwas mehr Pragmatist geblieben wäre, hätte er sie womöglich gar nicht aufgeworfen.

Ergibt sich aus unserer Rekonstruktion im Falle Darwins, daß man ihn genauer lesen sollte (um ihn nicht alleine den Evolutionstheoretikern zu überlassen), und im Falle Wundts, daß man ihn endlich überhaupt lesen sollte (um von ihm zu lernen), so läßt sich im Falle James' die Empfehlung ableiten, ihn mit etwas mehr Zurückhaltung zu lesen.